

Bur Erklärung deutscher, vorzüglich Uhländischer Gedichte.

I. Elfenlieder.

Die vier Gedichte, deren Bearbeitung ich hier unternehmen will, gehören drei verschiedenen Dichtern an: Uhländ, Göthe und Anastasius Grün. Von Uhländ habe ich mir die beiden Balladen: Harald und die Elfen, von Göthe den Erfkönig und von Anastasius Grün das Gedicht: Elfenliebe, zur Bearbeitung gewählt. ¹⁾

Warum gerade diese vier Gedichte von diesen Dichtern genommen sind, wird im Verlauf der Darstellung klar werden. Alle 4 Gedichte nämlich beruhen auf den Elfensagen und darin liegt das gemeinsame Band, das sie umschlingt. Lassen wir also zuerst die Form der Gedichte und betrachten den Inhalt.

Wie schon gesagt, wurzelt dieser ganz in der Elfensage, und ist ohne diese Sage durchaus nicht zu verstehen.

Sehr viele deutsche Sagen und Sprüchwörter gehen zurück bis in die Urzeit, bis in den alten Götterglauben unseres Volkes. So auch die Elfensage. Zwar haben wir, wie das bekannt ist, nicht genug Ueberreste der deutschen Mythologie, um aus ihr diese Sagen herzuleiten und zu erklären; wohl aber finden wir in der nordischen Mythologie genügenden Aufschluß über die Elfen. Ohne Scheu dürfen wir annehmen, daß die deutsche Mythologie in diesem Theile der nordischen vollkommen gleich gewesen sei, da die deutschen Elfensagen mit den nordischen so sehr übereinstimmen, daß ein gemeinsamer Boden nicht zu verkennen ist. ²⁾

Welche Stelle nehmen denn nun die Elfen in dem nordischen Götterhimmel ein?

An der Spitze der ganzen nordischen Götterwelt steht der Allvater, Odin, Wuctan, der reine, ordnende Geist und um ihn schaaren sich noch 12 Asen, alle lichte, freudige Kriegs-

1) Uhländs Gedichte 1843. S. 370. u. 373. Anastasius Grün Gedichte. 4te Auflage. 1843. S. 334.

2) cf. Grimms Mythol. 1te Ausgabe. S. VII. Gg. das Ende.

götter. Odin ist der allgemein einende Geist des Erdenlebens, die allgemeine Vernunft, nicht nur die erkennende, sondern auch die schaffende. Wie aber überall das Heidenthum den Gegensatz zwischen der Naturnothwendigkeit und freier Entschliessung des Geistes, den Gegensatz zwischen Tod und Leben, zwischen Gut und Böse zum Gegenstande ernstern Sinnens genommen hat, so hat auch der tiefe Sinn des Nordländers viel darüber nachgedacht und diesen Streit und seine Trauer über diesen Zwiespalt mit der elegischen Stimmung, die dem germanischen Stamme stets eigenthümlich ist, überall in den Vordergrund treten lassen.

Darum findet sich in diesem Kreise hoher und lichter Asen-Gestalten, der durchwärmt und erhoben wird von Valburs klarer Milde und Schönheit der Götterriegel, der Satanas der nordischen Mythologie: Loki, und ist mit Odin, mit dem schaffenden Geiste, als dessen Negation durch Blutbrüderschaft bis zum Weltuntergange unauslösllich fest verbunden.

Er ist eigentlich kein Ase und nicht der Geisterwelt entsprossen, sondern er gehört dem Riesengeschlechte an, das der Materie seinen Ursprung verdankt. Da bei dem Nordländer neben dem strengen, klaren Verstande Gefühl und Phantasie stets eine große Wichtigkeit haben, so stehen auch neben den Asen die Vanen als die Repräsentanten der Phantasie und des Wahnes. Sie haben im Anfange einen gewaltigen Kampf mit den Asen geführt; später aber Frieden geschlossen und beide sind nun enge vereinigt.

Diesen Repräsentanten der Geisterwelt treten nun in schroffem Gegensatz die Joettun, die Thussen, die Titanen des Nordens entgegen. Sie sind nicht Geistesrepräsentanten, sondern sie sind die Kinder der Materie, die von Urbeginn der Zeit und früher als Odin und die Asenwelt da war.

Deshalb führen sie ewigen Kampf mit den Asen; zeitweise wohl kann sie Thors Hammer und der Asen Götterstärke bändigen, doch dauernden Sieg kann der Geist, die Asenwelt nicht über die Materie gewinnen; nicht eher, als bis die Götterdämmerung eintritt und in ihr und durch sie die Gegensätze sich vernichten und auflösen in eine neue, herrliche Welt.

Wie die Thussen und Joettun entstanden sind aus der Materie und das Wilde und Ungeheuerliche in der Natur repräsentiren, so sind die Zwerge oder schwarzen Elfen auch der Materie entsprossen und stellen die stille Wirksamkeit der Natur in ihren feinen, künstlichen Erzeugnissen dar. Sie sind nach einer Tradition aus dem Blute des Meeres und aus blauem Gebein geschaffen, oder nach einer andern waren sie zuerst Maden in Ymir's Fleische. In diesem Gebilde Ymir, das im Chaos, im Ginnungagap aus Eis und Feuerzgluth entstanden ist, ist in der nordischen Mythologie die Materie repräsentirt; so sind also die Zwerge im Innern der Erde entstanden und dort haben sie ja stets ihre Wohnung behalten. Sie herrschen, wie die Riesen, über die Schätze der Erde und lieben die Finsterniß. Der Riese führt den Kampf gegen die Asen allein mit seiner gewaltigen Körperkraft und Rohheit; aber meist ohne List und Ueberlegung; die Zwerge dagegen, denen übermäßige Kraft und Stärke nicht verliehen ist, wirken durch ihre seltene Klugheit und Kunstfertigkeit. Niemals aber treten die

Zwerge oder schwarzen Elfen in einen so directen Gegensatz gegen die Asen, wie dies bei den Riesen der Fall ist.

¹⁾ Es erzählt ja auch die ältere Sage ausdrücklich, daß die Zwerge und die Menschen zu gleicher Zeit von den Göttern erschaffen seien. Damals, als zuerst die Götter ernstlichen Kampf mit den Riesen zu führen hatten, da sahen sie ein, daß Etwas Besseres und Wichtigeres sie beschäftigen müsse, als das Verarbeiten der Metalle und deshalb schufen sie aus dem Blute des Meeres und aus blauem Gebein die Zwerge oder schwarzen Elfen. Diesen übertrugen sie die Herrschaft über die Metalle und die haben sie ja noch in allen Märchen bis auf den heutigen Tag. Erdiger und mehr der Materie angehörig als die Menschen, die aus Holz erschaffen sind, also aus etwas Organischem, sind die Zwerge sowohl nach dieser älteren Tradition, als auch nach der jüngeren, die sie nicht durch die Götter erschaffen, sondern durch die Materie und in derselben entstehen läßt.

Zwerge und schwarze Elfen erscheinen in der nordischen Mythologie meist als ein- und dieselben Personen; doch sind sie auch unterschieden; worin aber dieser Unterschied besteht, ist nirgends klar angegeben. Ueberhaupt spielen sie in der älteren Mythologie keine bedeutende Rolle und die Elfen- und Zwergsagen sind erst in späterer Zeit recht ausgebildet.

Wie nun die Zwerge und Elfen einen Gegensatz gegen die Riesen bilden, so haben sie auch in sich den Gegensatz, den die nordische Mythologie überall anerkennt. Wenn die Zwerge und Schwarzelfen die unsichtbaren, dämonischen Kräfte der Materie beherrschen und somit etwas Grausenerregendes, Erschreckendes ihrer Thätigkeit anhaftet, so giebt es andere Elfen, die Lichtelfen, die in holder Klarheit nicht in Kluft und Gestein, sondern in des Himmels Höhen in Alfheim ihre Wohnung haben, wo bei ihnen der Gott Freyr seine Burg besitzet.

Freyr ist aber ein Vane, der Sohn des Niord, den die Vanen zur Geißel an die Asen gaben, als sie Frieden mit ihnen geschlossen. Er herrscht über Regen und Sonnenschein und über die Erdgewächse; er bestimmt die Fruchtbarkeit des Jahres und den Reichthum der Menschen. So scheinen auch die Lichtelfen, über deren Wirksamkeit die nordische Mythologie schweigt, mit der Materie und zwar mit den heilbringenden, sanften Gewalten derselben zusammenzuhängen. ²⁾ Die spätere Sage läßt sie ja stets als Wesen erscheinen, die über Blumen und Gewässer, über Wald und Wiese eine gewisse Herrschaft ausüben. Einige von ihnen sind auch im Dienste der Nornen; doch haben wir von ihrer Thätigkeit in diesen Verhältnissen durchaus keine Nachrichten.

Als das Christenthum zu den Germanen kam, vertrieb es natürlich alle heidnischen Götter aus dem Himmel, da sie neben dem einigen Gott keinen Platz mehr darin finden durften.

Die Priester verstießen die heidnischen Gottheiten in die Hölle, in den Mittelpunkt

1) Hauch Mythol. S. 77.

2) Sie stehen ja auch in Verbindung mit Thor. cf. Grimm Myth. 2te Ausgabe. S. 164.

der Erde (man denke nur an den Venusberg) oder ließen sie auch als böse Dämonen ruhelos die Luft durchtoben. Auch die Elfen vertrießen sie aus dem Himmel. Wohin sollten sich diese wenden? Unter der Erde, in Fels und Gestein wohnten Elfen; daher wies denn der Glaube des Volkes auch den Lichtelfen hier eine Wohnung an. Daher stellen denn später die Sagen die Elfen als gefallene und deshalb aus dem Himmel vertriebene Engel dar. Diese klaren, reinen Wesen sind zwar verstoßen und deshalb zeigt sich in ihrem ganzen Treiben eine gewisse Hast und Ruhelosigkeit; in keiner Sage aber findet sich klar ausgesprochen, warum die Elfen verstoßen sind und deshalb giebt es viele, namentlich irische Sagen, in denen die Elfen ungewiß sind und ängstlich darnach forschen, ob sie selig werden können oder nicht.

Mit dieser Verbannung aus dem Himmel, durch welche auch die Lichtelfen eine Schattenseite bekamen, trat eine Vermischung der Licht- und Schwarzelven ein. Man unterschied nicht mehr so genau gute und böse Elfen, sondern die Elfen erschienen allmählig als halb gute, halb böse und schadenfrohe Wesen. In den verschiedenen Sagen treten nun ihre verschiedenen Seiten hervor; in keiner aber erscheinen sie mehr ganz licht und klar; überall tritt ein gewisser Spott und Hohn über Menschliches und Göttliches hervor.

Das Volk hat aber die klaren Lichtgestalten nicht gerne in die Erde, in Fels und Gestein verbannt, deshalb erzählen nur wenige Sagen von diesen unterirdischen Wohnungen der Elfen. Das Volk hat den Elfen vielmehr neben sich auf der Erde die schönsten Plätze, auf einsamen, dichtbebuschten Kirchhöfen, in köstlicher Waldeinsamkeit, an sprudelnden Quellen, auf blumigen Wiesen eingeräumt. Dahin kommt denn das stille Volk, namentlich in schönen Sommertagen, in der Erntezeit, am liebsten, wenn der Mond so recht hell und klar scheint. Da tanzen sie, machen Musik und ergötzen sich am Ballspiel. Einen reizenden Anblick gewährt das Volk der kleinen Elfen. Schön und licht, in weißen Kleidern, mit Hütcchen oder Kappen, die aus den rothen Blüthenglocken des Fingerhutes bestehen, lustig und durchsichtig tanzen sie ihre Reigen und so leicht und zierlich sind sie, daß der Thautropfen, auf den sie springen, zwar erzittert; aber nicht auseinanderrinnt. Diese feinen, zarten Gestalten, die in ungebundener Lust, im süßesten Far niente dahin leben, lieben gar sehr Spott und Neckerei. Doch sind sie bei ihrem Necken nicht böse und strafen mit ihrer Zaubergewalt nur den Menschen, der sie verhöhnt, oder ihren Spott mit gleicher Münze erwidert. Nach diesen Bemerkungen gehe ich zu den beiden Uhländschen Gedichten: Harald und die Elfen über.

In beiden Dichtungen werden uns die Elfen als neckische, aber durchaus nicht als böse Wesen geschildert. Herrlich ist dieser zarte Hohn und Spott, den die Elfen so lieben, in dem zweiten der obengenannten Gedichte: Die Elfen, ausgebrückt. Der Dichter idealisirt hier den Character der Elfen und es tritt hier wie so oft in Uhländs Gedichten neben dem tiefsten Gefühl der feinste Spott hervor, der aber nicht verlegt, sondern nur daran erinnert, wie auch dem Herrlichsten, was die Erde bietet, eben weil es die Erde bietet, menschliche Unvollkommenheit anhaftet. Dadurch aber, daß Uhländ dies Gefühl so tief in sich trägt, daß er

nicht, wie der Romane, aufgeht in der Wonne und Lust des Daseins, daß stets, auch in den heitersten Dichtungen ein trüber Ton, eine melancholische Ahnung erklingt, dadurch stellt sich eben Uhland als echt germanischer Dichter dar. Er weiß es wohl, daß Odin, der klare Gott des Verstandes, mit dem Herrscher der erdigen Mächte, der Joettun, mit dem Loki, dem Götterteufel, dem leise schleichenden Verderben Blutbrüderschaft geschlossen hat. Mit feinen Conturen, auf durchsichtigem Stoff ist das Gedicht entworfen; das blöde Auge, der flüchtige Blick sieht nur die Crayonstriche und fliegt eilend vorüber; nur wer mit Liebe vor dem Gemälde verweilt, dem erscheint allmählig der Grund belebt und beseelt.

Gehen wir auf das Gedicht selbst ein.

Ein holdes Erdenkind ist in den Bereich der Elfen gekommen, wie! das erwähnt der Dichter nicht und läßt der Phantasie dabei weiten Spielraum. Das, glaube ich, ist wieder ein Vorzug vieler Uhlandschen Gedichte, daß ein Kind sie verstehen und lieben und durch sie die Phantasie eines Mannes aufs reinste und vielfältigste angeregt werden kann. Der Dichter spielt hier unzweifelhaft auf einen Theil der Elfen-sage an. Es rauben nämlich die Elfen gerne zu ihren Spielen und Tänzen kleine liebliche Menschenkinder.

Sehr passend aber hat der Dichter diese Sage nicht erwähnt, um dem zarten Elfencharakter keinen Eintrag zu thun. Weshalb die Elfen zu ihren Spielen diese Kinder rauben, motiviren die Sagen nicht; wohl aber klärt uns der Dichter darüber auf. Sie freuen sich an der Schönheit und verspotten zugleich die derbere, erdigere Menschennatur. Daher läßt der Dichter die erste Elfe v. 1. sagen:

Seht! ein holdes Erdenkind! und dann gleich darnach mit feinem Spott:

Sputet euch, bevor sie fliehet!

Solch ein Herchen ist geschwind.

Bekanntlich kann eine Elfe in einer Secunde 3 Stunden weit springen.

Diesen Spott, den die erste begonnen, nimmt die zweite auf:

Traum! du bist ein leichtes Liebchen,

Wiegst nicht über funfzig Pfund.

Hast ein kleines flinkes Füßchen;

Tanze mit uns in die Rund'!

ein leichtes Liebchen von funfzig Pfund; wie sehr mußten die Sprünge eines solchen Wesens die Elfen ergözen, unter deren Sprüngen der Thautropfe zwar erzitterte, aber nicht zerrann.

Dann wieder die dritte:

Kannst wohl frei in Lüften schweben,

Bis man eben drei gezählt,

Stampfst zuweilen kaum ein wenig,

Daß man nicht den Tact verfehlt.

Und wie das holbe Erdenkind Miene macht, zu zürnen, da begütigt sie der Elfenchor:
Zürne nicht, du linke Kleine,
Tanze frisch im Mondenscheine.

Wieder beginnt dann der Spott und zwar über eine Seite der Menschennatur, die die Elfen nicht begreifen können. Sie jubeln und tanzen so gern im Mondenscheine; der Mensch aber weint und klagt am liebsten in der stillen Nacht; daher die vierte Elfe das Mägdlein fragt:

Weinst du gern im Mondenschein?

Dann wendet sich das Gedicht. Die Elfen beginnen die menschlichen Sorgen um das tägliche Leben zu verspotten. Sie, die von Thautropfen leben, die nur der Lust und dem Jubel sich weihen, sie können nicht begreifen, wie man für Brautbett und Todtenhemd spinnen, wie man der Küche Sorgfalt zuwenden kann. Nicht hindern des Lebens gemeine Sorgen, der Gesellschaft enge Schranken die leichten Elfen, sich der Liebe ungestört zu weihen. Daher lachen sie über die thörichten Menschen, für die verstoßne, süße Küsse große Sünden sind. Sie spotten ferner über die Art, über den Ausdruck, über die Schranken, in welche die Menschen das herrlichste ihre Gefühle: die Liebe gezwängt haben. Daher fragt die achte und neunte Elfe:

Oder bist du schon ein Bräutchen,
Hast 'nen Bräutigam so treu,
Der Dich darf spazieren führen
Nachmittags von Eins bis Zwei?

Hast Du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold, mit Stein geschmückt?
Das ist ächte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

Der Dichter leitete das Gedicht ein mit einem Aufrufe einer Elfen an ihre Genossen, sich um das holbe Erdenkind zu reihen; er schließt es, indem er uns das holbe Erdenkind zürnend erblicken läßt. Um aber den zarten Charakter der Darstellung nicht zu stören und Etwas fremdartiges hineinzubringen, hat der Dichter das holbe Erdenkind weder redend noch handelnd uns vorgeführt; wir vermuthen nur sein Gebahren aus den Reden der Elfen.

So ersehen wir in der Mitte des Gedichtes aus dem Zuruf der Elfen:

Liebchen! laß uns immer fragen!
Darfst uns keine Antwort sagen!

daß das Kind Miene machte, zu antworten.

So tritt auch im Schlußverse das Kind nicht als zürnendes handelnd oder redend auf, sondern wir erkennen seine Haltung aus dem spottenden Zurufe der Elfen:

Liebchen! bist noch immer böse?
Hast Du so ein hitzig Blut?
Mußt Dir's Zürnen abgewöhnen,
Ist nicht für die Ehe gut.

Wir sehen also, daß dies Gedicht in der Elfsage wurzelt, daß aber der Dichter den Elfencharakter in größter Zartheit und Reinheit dargestellt hat, um dadurch das Materielle Grobe, Philisterhafte, was auch den edelsten menschlichen Regungen, dem Fleische und der Liebe anflebt, hervorzuheben. Sehr wohl weiß Uhland, daß dies Verhältniß nicht zu ändern, daß der Kampf zwischen Fleisch und Geist hier auf Erden ein ewiger ist, deshalb verlangt er weder vom Menschen ideale Reinheit, noch viel weniger predigt er Emancipation des Fleisches. Er spottet hier über den Fleiß der Menschen und über die Schranken, mit denen sie die Liebe umhegen nicht mit der Absicht, diese Schranken als unnatürlich, als hohl darzustellen, sondern er will nur mahnen und erinnern, daß der Geist die Hauptsache, die Schranke Etwas Endliches und nur eine Stütze für unsere Schwachheit ist. Deshalb treten hier als Spötter Wesen auf, die geistiger wie wir, weniger dem Fleische unterworfen, solcher Schranken nicht bedürfen. Wenn in diesem Gedichte die Elfen nur als harmlos neckende Wesen auftreten, die Nichts Böses und Schadenfrohes ausführen, so schildert der Dichter in einer andern Ballade, wie die Elfen ihre Zaubergewalt gebrauchen, um sich an solchen zu rächen, die ihre Spiele stören. Diese Ballade führt den Titel: Harald.

Der Dichter versetzt uns durch diesen Namen in den Norden und wohl mit Absicht; denn gerade in den Gegenden, in denen dieser Name heimisch ist, in Scandinavien und Britannien, hat die Elfsage den fruchtbarsten Boden gefunden. Dieser nordische Recke Harald zog mit seinem Heere im Mondenschein durch einen wilden, weiten Wald. Er kommt zurück von lustiger Heerfahrt, von eben erkämpftem Siege, darum erschallen die Siegeslieder, darum flattern im Nachtwinde fröhlich die Fahnen. Weithin hallt das lustige Losen der siegesfrohen Schaar. So leitet der Dichter die Ballade ein. Plötzlich erscheinen v. 3. 10. die Elfen und beginnen ihren Angriff auf die Kriegerschaar. Warum das geschieht; dies zu erklären, überläßt unser Dichter der Phantasie des Lesers. Bekanntlich tanzen und spielen die Elfen nur im Mondenschein und zwar nur an einsamen, vom Menschenfuß nicht betretenen Gegenden. Werden sie in ihren Spielen gestört, kommen in die Gegenden, die sie sich zu ihrem Aufenthalt erkoren haben, Menschen, so versuchen sie alle ihre Zaubermittel, um diese hinwegzuschicken. Das geschieht auch hier. In den Sagen erscheinen die Elfen dann in graußigen, ungeheuerlichen Gestalten und erreichen dadurch ihren Zweck. Der Dichter weicht aber mit seinem Tact hier von der Ueberlieferung des Volkes ab und bewahrt so den Elfen den idealen Anstrich, der schon in der oben betrachteten Dichtung hervortrat. Die Elfen wenden daher hier sanfte, zarte Mittel an und bezaubern durch ihr Küssen und Kosen. Ihr Hauch hat eine gewaltige Kraft und viele Sagen erzählen davon.

Daß die Elfen eine übernatürliche Kraft besitzen, der kein Mensch widerstehen kann, tritt im Gedichte nirgends klar hervor und wie ich glaube, durchaus nicht zum Nachtheil der Dichtung. Dadurch, daß die kleinen, zarten Elfen hier nur durch ihre geistige Kraft, durch ihre Liebenswürdigkeit die gewaltigen Nordlandsrecken besiegen, dadurch kommt in das Gedicht ein scharfer Gegensatz, der die Darstellung frisch und lebendig macht.

Der Dichter schildert uns das Erscheinen der Elfen im 3 Verse, wie folgt:

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?

Was wiegt sich auf dem Baum?

Was senket aus den Wolken sich

Und taucht aus Stromes Schaum?

So schön nun auch die Schilderung an sich ist, so geht sie doch ganz aus der Elfen-sage heraus, ohne deswegen gerade gegen die Elfenatur zu verstoßen. Daß die Elfen das Alles, was der Dichter von ihnen hier erzählt, zu thun Macht haben, daran ist kein Zweifel; in keiner Sage aber erscheinen sie auf den Bäumen; ihr Platz ist unter denselben. Ferner, seitdem sie ihr Allheim in des Himmels Höhen haben verlassen müssen, meiden sie die Wolken.

Durch ihr Kosen und Küssen, fährt der Dichter weiter fort, entrücken sie die Krieger alle ins Feenland. Hier wirft Uhland mit dichterischer Freiheit zwei verschiedene Sagenkreise in einander, indem er die Elfen in Verbindung setzt mit dem Feenlande. Sehr wohl weiß ich, daß er dazu ein gewisses Recht hat und zwar einmal das, welches dem Dichter überhaupt zusteht, der ja nicht Historiograph oder exacter Mythograph ist, sondern die volle Berechtigung hat, Sagen selbstständig weiter fortzubilden.

Dann aber finden sich auch Sagen, die Elfen und Feen in Verbindung setzen. So erzählen altfranzösische Sagen von einem roi Oberon, dem das royaume de la féerie unterthan ist. Indessen stellen doch die späteren Sagen, deutsche sowohl als romanische den König Oberon nur als Elfen, selten als Feenkönig dar. Es ist fast nur der altfranzösische Sagenkreis des Hyon von Bordeaux, in welchem Oberon als Feenkönig auftritt. Wenn wir Feen- und Elfen-sagen bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, so sehen wir, daß beide Arten Wesen zwar scharf gesondert in der nordischen Mythologie sich vorfinden, daß aber auch durch sie gerade schon eine gewisse Verbindung ausgesprochen wird.

Der französische Name Fee nämlich ist abgeleitet von fata, wie née von nata. Fata aber hängt mit fatum zusammen und fata bezeichnet also eine Parze, eine Norn. So sind die Feen Schicksalsgöttinnen, weise Frauen, die gute und böse Geschicke dem Kinde in die Wiege legen. Diese Macht unterscheidet sie also ganz genau von den Elfen. Sie sind auch, wo sie erscheinen, den Menschen gleich an Gestalt; nicht kleiner, wie die Elfen es sind.

Die nordische Mythologie aber berichtet ferner, daß es außer den 3 Hauptnornen: Urd, Verdande, Skuld noch mehrere dienende Nornen gegeben habe, die dem Elfen-geschlechte angehörten. Dadurch tritt schon eine gewisse Verbindung zwischen Elfen und Nornen ein.

Späterhin, wo alle Sagenkreise sich vermischten, verschmolzen dann Elfsinnen, Meerweiber, dames blanches, Feen zu wenig gesonderten Begriffen.

Da nun Upland hier den Elfencharakter rein und zart uns schildert und da wir gewohnt sind, die Feen uns fast immer in idealer Klarheit zu denken, so thut hier gewiß die Erwähnung des Feenlandes der Färbung des Gedichtes keinen Eintrag.

So haben die Elfen alle Krieger entrückt; nur er, der beste, der Harald blieb zurück. Ihm haben sie nichts anhaben können, denn er ist vom Wirbel bis zur Sohle in harten Stahl geschnallt. Offenbar ist der Dichter in dem ganzen Gedichte der Ansicht, daß die Elfen nur dann Macht über einen Menschen haben, wenn sie unmittelbar auf den Körper einwirken können; darum gewinnen sie die andern Krieger weit leichter, wie den Harald. Die sind nicht so ganz gepanzert, wie dieser, sonst hätte der Dichter es gewiß nicht bei Harald so besonders hervorgehoben. Erst dann konnten ferner die Elfen dem Harald Etwas anhaben, als er den Helm abgenommen.

Dieser Zug ist auch in der Elfsage nicht vorhanden; im Gegentheil kann dem Anhauch der Elfen Stahl und Eisen durchaus nicht widerstehen. Nachdem dem Harald alle Krieger genommen sind, reitet er allein traurig weiter. Er fühlt es wohl, daß überirdische Mächte im Spiele sind, deshalb versucht er gar nicht, ihr Treiben zu hindern. Und wie er nun so fürbaß reitet, da hört er das lustige Murmeln einer klaren Felsenquelle, er springt vom Pferde, nimmt den Helm ab und löscht den Durst. Nun haben die Elfen Macht über ihn gewonnen, sie haben ihn bezaubert, er muß sich auf den Fels setzen und schlummert da ein. Die letzten zwei Verse erinnern lebhaft an die Sage von dem in Kyffhäuser verzaubert sitzenden Friedrich Barbarossa. Wie der mit grauem Bart und Haar viel hundert Jahre da unten schlummert, so träumt hier auf dem Felsen Harald. Von Zeit zu Zeit, wenn die Elemente toben, tönt so dunkel das Getriebe der Außenwelt in sein Inneres hinein und dann greift er träumend nach dem Schwert, der alte Held Harald. Wie wir in jener oben besprochenen Ballade eine Beziehung auf sittliche Verhältnisse fanden, so auch werden wir sie in dieser finden und dadurch gewiß die Einheit der Composition noch mehr hervortreten sehen.

Daß eine solche Beziehung das Gedicht durchweht, fühlt man am ersten beim Lesen der Schlußverse. Sie erinnern, wie schon oben besprochen, an die Sage von Friedrich Barbarossa und mit ihr sittliche Beziehungen zu verknüpfen, ist uns gäng und gäbe. Und irre ich nicht, so hat Upland mit echtem Dichtersinn eine Regung, die oft des Menschen Herz durchzieht, in dieser Ballade in Scene gesetzt.

Hast du eine tüchtige That vollbracht, hast du einen Sieg erkämpft und ziehst nun mit lustig wallenden Fahnen, in stolzem Siegesbewußtsein einher, flüstern dir da nicht leise, kosende Stimmen Mancherlei ins Ohr. Du weißt nicht, woher sie kommen, sie tauchen auf, du merkst es kaum. Sie aber preisen und rühmen dich, du seiest ein ganzer Mann, ein großer Held, du hättest Gewaltiges gewirkt und geschafft; jetzt sei für dich die Zeit zur Ruhe

und für Andere die Zeit der That. Und so locken sie dich in das Feenland des Eigendünkels, da ruhest du auf deinen Vorbeeren und verschwindest der Welt. Und bist du wirklich nicht so schwach, gleich dem ersten Sturme zu unterliegen und ziehst du erzgepanzert wirklich weiter, hüte dich, es kommen größere Anfechtungen. Da sprudelt vom Felsen dir eine kühle Quelle entgegen; ihr Murmeln zieht dich an; du fürchtest keine Gefahr; ja! du hoffst von ihrem Silbersprudel vielleicht Lösung drückender Fragen. Du läßt nach von deiner Abspannung und schnallst dir den Helm ab; da aber gewinnen alsbald der Erde dämonische Kräfte Gewalt über Dich. Sie fesseln Dich und du versinkst in einen Todeschlaf des Geistes. Nimmer erwachst du mehr und nur, wenn die Geister auf einander plagen, erinnerst du Dich, daß du früher auch einmal einen ähnlichen Kampf gekämpft hast, du greiffst aus Schwert; doch ach! du kannst des Traumes Fesseln nicht abstreifen; grau und alt bist du geworden und bist gebannt auf deines Jchs granitnes Felsgestein; du alter Held Harald.

Wenn wir bei den Uplandschen Balladen nicht bloß für die geschilderte Scene uns interessiren; sondern auch von dem sittlichen Hintergrunde des Gedichtes uns angezogen fühlen, so werden wir dagegen bei der Goethischen Ballade: dem Erfkönig zwar diese sittlich poetische Wirkung vermissen; uns aber entschädigen lassen durch die rein poetische, plastische Darstellung der Scene. Die weitere Ausführung und Begründung dieser Bemerkung gehört jedoch in den zweiten Theil meiner Arbeit; jetzt sei es mir erlaubt, den Inhalt des Gedichtes zu betrachten. Zuerst muß ich einen Augenblick bei der Ueberschrift verweilen. Der Name „Erfkönig“ verleitet Viele, in dieser Figur einen Baum oder Waldkönig zu sehen. Betrachten wir aber die Etymologie des Wortes, so sehen wir bald ein, daß Erfkönig nichts weiter wie Elfenkönig bedeutet. Der deutsche Name für Elf ist Alp, Elf ist der schwedische Name, dänisch lautet er Elv, Pl. Elve, in Zusammensetzungen heut zu Tage ellefolk, ellefonge, aus welchem durch ein Mißverständniß die unrichtige Uebersetzung Erfkönig entsprungen ist, da der Name des Geistes mit dem des Baume Erle, dänisch elle, altnordisch elni (alnus) nichts zu schaffen hat. So würde der Erfkönig unserm Elberich, Alberich und dem französischen Auberon entsprechen. Der Erfkönig, wie er uns in diesem Gedichte entgegentritt, erscheint als ein Schwarzelf und zeigt also die böse, teuflische Seite seiner Natur. Es treibt ihn das Gelüst nach dem schönen Kinde, er will es rauben, um mit ihm zu spielen, es soll auch ein Elf werden. Viele Sagen, wie ich schon oben erwähnt habe, bezeugen es, daß die Elfen gerne Kinder rauben, und daß diese dann auch Elfen werden. Dem Auftreten des Erfkönigs angemessen ist die ganze Scene geschildert, er erscheint in tiefer Nacht, in Sturm und Graus. Das fiebernde Kind sieht ihn und kann seine Worte verstehen; dem Vater aber, der in rüstiger Frische den Graus durchreitet, bleibt der Erfkönig verborgen; er sieht ihn nicht, er hört ihn nicht, denn ihm sind die Tiefen der Natur nicht erschlossen. Das Herz und der Sinn des Kindes steht dem Einfluß des Uebernatürlichen noch weit mehr offen, wie das beim gereiften Manne der Fall ist; deshalb wenden sich die Elfen gerne an Kinder. Treten sie aber in Ver-

bindung mit den Menschen, so regen sie dadurch die geistigen Kräfte derselben so gewaltig auf, daß diese in einen fieberhaften Zustand gerathen. So hier bei dem Kinde. Da aber das Kind den Lockungen widersteht und voll Lebenslust sich an den Vater schmiegt, so rührt der Elfe es an und es verfällt dadurch der Gewalt der Unsichtbaren.

Man vergleiche hierzu folgende altdänische Balladen. ¹⁾

Herr Oluf.

- | | |
|--|--|
| 1) Herr Oluf reitet aus so weit
Zu entbieten seine Hochzeitleut.
Aber das Tanzen geht so schnell durch den Wald. | 2) Und vier und fünf, die tanzen dahin,
Girfkönigs Tochter streckt die Hand nach ihm. |
| 3) „Willkommen, Herr Oluf, laß fahren dein Begier,
Ein Weibchen tritt ein und tanz mit mir.“ | 4) Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen ist mein Hochzeittag. |
| 5) Hör du, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei Widderhaut Stiefel, die geb ich dir.“ | 6) Zwei Widderhaut Stiefel sitzen so wohl am Bein,
Bergübete Sporen daran geschnallt sein.“ |
| 7) Hör du, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Ein seiden Hemd, das geb ich dir.“ | 8) Ein seiden Hemd, so weiß und fein,
Meine Mutter hat's gebleicht mit Mondenschein.“ |
| 9) Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen ist mein Hochzeittag. | 10) Hör du, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Schleier von Gold, den geb' ich dir.“ |
| 11) Einen Schleier von Gold, den nahm ich mir,
Doch tanzen darf ich nicht mit dir. | 12) Und willst du tanzen nicht mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“ |
| 13) Mitten auf sein Herz einen Schlag sie thät,
Wie er ihn nie empfunden hät. | 14) Sie hub ihn auf sein roth Köpflein.
Zu deiner Braut nun reite heim.“ |
| 15) Und als er zu der Burgthür kam,
Stand seine Mutter und ruht daran. | 16) Hör du, Herr Oluf, liebster Sohne mein,
Wie ist so bleich die Wange dein? |
- 17) Und ich mag haben die Wange bleich so viel,
Ich bin gewesen bei des Girfkönigs Spiel.

2) Elfenhöb.

Ich legte mein Haupt auf die Elfenhöb, meine Augen begannen zu schlafen,
Da kamen gegangen zwei Jungfrauen heran, die wollten Rede so gerne mit mir haben.
Seitdem ich sie zuerst gesehen.

Die eine streichelte mir die weiße Wange, die andere ins Ohr thät mir flüstern:
Du steh auf, schön junger Knab, willst du dich zum Tanze rüsten.“

Wach auf, schön junger Knab, wenn du zum Tanze willst springen,
Meine Jungfrauen sollen das Lieblichste, das dich lüftet zu hören, vorsingen.“

1) cf. Grimm: altdänische Balladen. S. 191.

2) Grimm. S. 156.

Und über alle Weiber schnell, ein Lied hört' ich eine beginnen:

Der reißende Strom stand still dabei, der gewohnt war sonst zu rinnen.

Der reißende Strom stand still, der gewohnt war sonst zu rinnen.

Mit ihren Flossen spielten die Fischlein klein, die in den Fluthen schwimmen.

Mit ihren Schwänzlein spielten sie, die kleinen Fisch in der Fluth allzumale,

Die Vöglein, die all in den Lüften sind, begannen zu singen im Thale.

„Hör du, schön junger Knab' und willst du bei uns bleiben,

Da woll'n wir dich lehren Buch und Rune, darzu auch lesen und schreiben.“

Ich will dich lehren binden den Bär, das wilde Schwein an der Eiche Stamm,

Der Drache, der liegt auf vielem Gold, soll fliehen vor dir aus dem Land.

Sie tanzten auf und sie tanzten ab, da in dem Elfen Zug,

Da saß der schöne junge Knab, gestützt auf sein Schwerte gut.

„Hör du, schön junger Knab, willst du nicht mit uns reden,

Soll das Schwert und scharfe Messerlein dein Herz in Ruhe noch legen.“

Hätte Gott nicht gemacht mein Glück so gut, daß der Hahn schwang die Fittig sofort,

Gewiß wär' ich blieben auf der Elfenhöh, bei den Elfenjungfrauen dort.

Das will ich jedem guten Gesell, der zu Hofe ausreitet, sagen,

Er reite nicht nach der Elfenhöh und lege sich da zu schlafen.

Seitdem ich sie zuerst gesehn.

Dieses Gedicht wurzelt demnach ganz in der Elfensage und der Dichter hat uns darin treu den Volksglauben wiedergegeben. Wir bemerken in den drei betrachteten Gedichten eine gewisse Reihenfolge, ein Aufsteigen von den Lichtseiten der Elfen zu ihrer teuflischen Natur. Alle drei aber beruhen wesentlich in der Elfensage und alle drei enthalten Haupt-Elemente dieser Sage; das ist aber bei dem vierten der Gedichte, welches wir betrachten wollen, nicht der Fall. Im zweiten Theile der Betrachtung über diese Gedichte werde ich nachweisen, daß diese drei Dichtungen den Namen Balladen verdienen; daß aber das vierte: Elfenliebe, von Anastasius Grün, diese Bezeichnung nicht beanspruchen kann, wird aus dem später darzulegenden eben so klar hervorgehen. Da dieses Gedicht nun aber keine Ballade, sondern ein lyrisches Lied ist, so beruht es auch nicht wesentlich auf der Elfensage, sondern es bedient sich derselben nur als Staffage. Auch diese Behauptung kann ich hier nicht beweisen; ich nehme sie vorweg und verweise auf das Folgende. Daher hätte A. Grün auch eine andere Vergönlichkeit nehmen und ihr die Gefühle, welche der Elf hier ausspricht in den Mund legen

können, ohne daß diese durch den Wechsel der Person verändert worden wären. Warum aber hat nun der Dichter grade einen Elfen diese Gefühle aussprechen lassen? Einmal hat ihn dazu vielleicht ein äußerer Umstand getrieben, den wir nicht kennen; dann aber auch ist es wohl klar, daß so zarte Wesen, wie die Elfen, auch als Repräsentanten der zartesten Gefühle und Gedanken leicht gedacht und dargestellt werden können.

Unsern deutschen Elfsagen liegt die Darstellung eines im Wasser lebenden Elfen fern. Wasserdämonen fehlen unserm Volksglauben nicht; aber es sind bei uns weibliche Wesen, die klare Ströme und Bäche zu ihrem Aufenthalte wählen, Nixen, Undinen, Schwanenjungfrauen haben und wiegen sich in und auf Deutschlands klaren Gewässern. Auch in den irischen Elfsagen erscheinen die Elfen nur selten in Verbindung mit dem Wasser und dann sind es nur böse Elfen, die auf den weisshauptigen Fluthen den Dudelsack blasend auf und ab wogen. In Schweden aber sind die Elfen den Fluthen geneigter und der Dichter hat auch aus einer schwedischen Sage die Staffage für seine Dichtung genommen.

Ernst Moritz Arndt erzählt im 3ten Bande seiner schwedischen Reise S. 17. unter andern lieblichen Elfsagen auch folgende:

Schön ist die Fabel, sagt er, von dem sogenannten Strömkarl. Nach dem alten Glauben sitzt er in seiner blauen Tiefe, auf der Harfe spielend. Wenn Kinder ihn zufällig in der Einsamkeit gesehen, so giebt er ihnen helle Kehlen und Lust für das Saitenspiel, denn er lebt immer in einer ewigen Musik. Er spielt an Seen und Strömen auf, wenn die Elfen tanzen, die deswegen gerne grüne Auen nahe am Wasser zu ihren mitternächtlichen Freunden wählen. So sitzt denn auch hier der Strömmann in dem Fluthengewühl des Bächleins, von Blüthen unduftet mit seinem klingenden Harfenspiel und steht um Liebe.

Ganz dem Character des Elfen angemessen ist der Vorschlag, im schönsten Rosenstrauch des Frühlings aus Lenzduft sich ein Haus zu bauen und sich im Morgenthau zu baden, der auf die Au herabperlt. Die Verbindung aber, in die Grün den Elfen mit dem Menschen fest, hat für mein Gefühl etwas Gesuchtes und Geschraubtes. Ich kann mir nämlich bei dem Verse:

Und küßt sich ein liebend Menschenpaar,

Dann ist ihre Lippe unser Altar.

durchaus nichts denken und sie kommen mir wie eine schön klingende aber nichtsagende Phrase vor. Auch die folgende Vorstellung: Wenn zwei Menschen sich küssen, so entströmen den Augen oft wonnevolle Thränen, dann spiegelt sich das lächelnde Antlitz des einen Menschen in den Thränen des Andern; doch ist das Antlitz, das in diesem Crystall erschaut wird, nicht das eines Menschen, sondern das des Elfen; auch diese Vorstellung ist meinem Gefühl nach sehr gesucht und allzu verfeinert.

Um des Dichters Meinung zu verstehen, muß man gar zu weit ausholen. Er denkt sich doch offenbar die Elfen in naher Berührung mit den Menschen, fast wie seine guten En-

gel. Und wenn ich auch diese Vorstellung gelten lasse, so kann ich doch immer noch nicht des Dichters Vorstellung nachfühlen.

Ein kleines, lyrisches Gedicht Uhlands (S. 248.) „der Sänger“ kann hier süglich eingereiht werden. Ich will es einleiten mit den Worten aus Tiefs Phantasia:

Waldeinsamkeit

Mein Herz erfreut,

So heut,

Wie alle Zeit.

Wenn in der oben mitgetheilten Sage vom Strömkarl und in all' den übrigen Elfsagen die Wahrheit wie ein rother Faden stets durchleuchtet, daß ein wahrhaft poetisches, inniges, tiefes Gefühlsleben, ein Schwelgen in der Harmonie des Daseins nur einem Volke und einem Menschen möglich ist, der in der Waldeinsamkeit groß wird, so liegt dieser Gedanke auch dieser Dichtung zum Grunde. Das tosende Gewühl der Stadt, der Völkerfeste, umtönt es den Knaben von Jugend auf, so zerstört es ihm die Tiefe des Gefühls; tritt er aber mit diesem Gefühl in das Gewoge der Welt und strömt es in ihr aus, so fühlt sie, daß es bekannte Klänge seien und krönt den Sänger mit lichten Blumen; er aber, der Sänger, fühlt sich dennoch einsam und mit Thränen erinnert er sich jener schönen Waldeinsamkeit.

Dort war er nicht einsam; seine Genossen waren die Elfen, die ihn begabten mit dem Gefühl für die Poesie, und ihm halfen bei seinem jugendlichen Spiel.

II.

Zwischen Göthes, Uhlands und Schillers Balladen bietet sich ein leicht bemerklicher Unterschied dar. In Schillers meisten Balladen nämlich treten die Helden handelnd auf; in Göthes und Uhlands Balladen aber leidend. Dieser Unterschied ist natürlich nur ein äußerlicher. Es wird sich dieser äußerliche Unterschied aber lösen und seine innere tiefere Begründung finden, wenn wir die Echtermeiersche Definition von Ballade und Romanze zu Grunde legen.

Die Ballade, sagt er, correspondirt dem episch mythischen Kreise, also dem Naturzustande des Volkes. Der Naturzustand eines Volkes aber erschafft Mythen und Mythen sind mysteriös. Der Mythos erklärt eine Erscheinung und ihre Gründe nicht, er umhüllt Ursache und Wirkung mit einem geheimnißvollen Bande und läßt sie durch Personen vermitteln, die eben, da sie nur Geschöpfe der Phantasie sind, diese vorzüglich auch dann noch ansprechen, wenn schon längst der Glaube an sie geschwunden ist.

Daher läßt die Ballade alle Gestalten auftreten, die in die Mythologie des Volkes gehörend in derselben geheimnißvolle Naturkräfte repräsentiren. Demnach gehören in die Ballade die Riesen, Zwerge, Nixen und Elfsagen, da in diesen Figuren das geheimnißvolle Weben der Natur bei unserem Volke seinen Ausdruck gefunden hat. Es ist also die Ballade das lyrische Fortleben des sehenden Volksgeistes, des Volksgeistes in seinem An sich, des na-

türlich bestimmten Volksgeistes, wodurch dieses Volk dieses ist und bleibt, sie ist der Ausdruck des Volksgemüthes oder der Naturgeist des Volkes. Dieser Geist verhält sich leidend. Das Element der Ballade ist der Geist in seiner Naturbedingtheit, wie er entweder den Wirkungen und Phänomenen der äußeren Natur als höherer Gewalt unterliegt oder als natürlicher Wille, im Gegensatz gegen den freien, sittlichen Willen, den dunkeln Trieben und wüsten Leidenschaften der Furcht, des Zornes, der Rache anheimfällt und von ihrer Bewegung verschlungen wird. Neben die Ballade stellt Ehtermeyer die Märe oder Rapsodie. Ihr Element ist, sagt er, die Tapferkeit der historischen Welt, die Welt kühner Thaten und energischer Charactere, der sich in kräftigem Wollen und Handeln von seiner ersten Unmittelbarkeit befreiende Geist. Sie gehört der Licht- und Tagseite des Geistes an. Die Romanze aber ist nicht an die Nation gebunden; es kommt in ihr auf das ideale Selbstbewußtsein, auf die im Innern waltende Macht der freien Sittlichkeit, auf den gebildeten Geist und seine Verherrlichung an.

Da die Ballade auf einem Mysterium beruht, so kommt ihr auch eine mysteriöse Behandlung zu. Sie wirkt dadurch auf das tiefste, innerste, geheimnißvollste Gefühl des Menschen, was ihn durchzieht, ohne daß er sich desselben recht klar bewußt werden kann; er fühlt wohl, daß es da ist; aber er weiß nicht, was es eigentlich will; es durchschauert ihn bald mit Wonne und bald mit Grauen. Auf dieses Gefühl wirkt am meisten die Musik und deshalb giebt es so viele Balladen, die in Musik gesetzt sind.

Da die Ballade es vornämlich mit dem leidenden Geiste zu thun hat, so ist es sehr natürlich, daß in ihr die Personen leidend auftreten, daß unser Interesse eben so sehr an die Naturkraft, als an den unter dieser Kraft leidenden Menschen gefesselt ist. In der Romanze dagegen nimmt die handelnde Person unser Interesse in überwiegendem Maße in Anspruch.

Wenn jene oben mitgetheilte Bemerkung richtig ist, so werden wir aus ihr einfach folgenden Schluß ziehen können: Göthe und Uhland haben mehr Balladen, Schiller mehr Romenzen gedichtet.

Nach dem eben Gesagten wird es klar sein, daß die beiden von mir behandelten Uhlandschen Gedichte, eben so wie der „Erlkönig“ zu den Balladen gerechnet werden müssen. Auch das Uhlandsche Gedicht: „das Märchen“ würde ich zu den Balladen zählen, da es ja doch auf einem mythischen Hintergrunde ruht und an diesen sich die durch das ganze Gedicht hinlaufende Allegorie anlehnt.

Nachdem ich in dem ersten Theile der Arbeit die Sagen, auf die jene Elfengedichte sich beziehen und das Verhältniß erläutere, in dem die Dichtungen zu diesem Hintergrunde stehen, sei es mir erlaubt, die äußere Gestaltung der Gedichte näher zu betrachten. Zuerst will ich auf die Ballade „Harald“ eingehen.

Wir haben oben gesagt „die Ballade schildere den Geist in seiner Naturbedingtheit, wie er entweder der äußeren Natur oder dem natürlichen Willen unterliege.“

In dieser Dichtung finden wir beide Momente.

Haralds Heer unterliegt den Phänomenen der äußeren Natur, den Elfen; Harald selbst dem natürlichen Willen, denn indem er einem körperlichen Bedürfnisse nachgiebt, indem diesem die geistige Kraft, die ihn allen Anfeindungen der Elfen entzogen, endlich weicht, verfällt er durch diese Nachgiebigkeit den Naturgewalten.

Hiermit ist eine natürliche Theilung des Gedichtes gegeben. Im ersten Theile v. 1 — 6 treten die Elfen in den Vordergrund; im zweiten Theile Harald; die Elfen erscheinen hier gar nicht mehr. Man ahnt nur, daß sie es sind, die die Bezauberung hervorbringen. Im ersten Theile treten demnach die lichten, zarten Elfen den schwergepanzerten Rittern und zwar handelnd gegenüber. Die Elfen sind die Hauptpersonen, daher ihnen in der Schilderung die meiste Berücksichtigung wird. cf. v. 3, 4 und 5. Der Dichter hütet sich aber sehr wohl, uns eine in das Einzelne gehende Schilderung des Zuges der Ritter und der Persönlichkeit der Elfen zu geben; er läßt aus ihren Handlungen das Bild ihres Wesens entstehen.

Auch hält sich der Dichter nicht damit auf, das Lokal zu schildern; ein Paar Züge genügen, um die Scenerie unsrer Phantasie klar zu machen. So heißt es:

Sie zogen in des Mondes Schein

Durch einen wilden Wald.

Damit ist das Lokal bezeichnet und alle Naturmalerei à la Matthison vermieden. Da der Dichter uns in einen wilden Wald führt, der vom Monde beleuchtet wird, wo also das Auge nur unsichere, schwankende Bilder empfängt, so kann er uns nicht zumuthen, die Handlungen einer Menge mit dem Auge aufzufassen; er muß vielmehr Handlungen uns vorführen, die auf das Gehör wirken. So geschieht es dann auch. Das Heer zieht unter rauschenden Fahnen, weit hallende Kriegslieder singend einher. Dann erscheinen die Elfen; wir sehen sie aber noch nicht; wir hören nur das Gebüsch rauschen und die Blumensträuße durch die Luft fliegen.

Das Geräusch, mit dem die Heereschaar einherzieht, ist laut und hallend und das giebt der Dichter auch in der Vokalisation zu erkennen. Ihm schwebte im ganzen zweiten Verse der Begriff „Hall, Schall“ vor und da in diesem Begriff der Vokal *a* vorherrscht, so finden wir diesen Vokal durch den ganzen zweiten Vers vortönend:

Sie tragen manch erkämpfte Fahn',

Die hoch im Winde wallt,

Sie singen manches Siegeslied,

Das durch die Berge hallt.

Die Elfen hassen ihrem innersten Wesen nach, wie das oben auseinandergesetzt ist, jedes laute, tönende Geräusch, sie bestrafen ja eben deswegen die einherziehende Schaar; darum muß ihr Auftreten ein ganz entgegengesetztes sein und als solches muß es der Dichter auch in der äußern Form erscheinen lassen.

Um das Wiegen und Wogen, das Schwancken auszudrücken, dazu sind besonders von den Consonanten **f**, **sch**, **w** und vorzüglich in Verbindung mit Diphthongen geeignet.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?

Was wiegt sich auf dem Baum?

Was senket aus den Wolken sich

Und taucht aus Stromes Schaum?

Damit vergleiche folgende Stellen aus Upland:

Meerfrauen mit Gesang und Spiel

Sich um die Kiele wiegen. und

Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

V. 4 und 5 malen nicht so stark, da in ihnen das bequeme Wiegen auf den Wogen und Wolken nicht mehr so hervortritt, sondern das leichte, spielende Tanzen der Elfen durch das häufige Anklingen des Vokales **i** bezeichnet wird:

Was wirft mit Blumen um und um?

Was singt so wonniglich?

Was tanzet durch der Krieger Reih'n?

Schwingt auf die Rosse sich?

Denselben Eindruck machen auch wohl folgende Verse!

Zürne nicht, du sinke Kleine,

Tanze frisch im Mondenscheine und

Er rannt auf eine Hinde

So heiß und hastig vor,

Daß ihn sein Jagdgesinde

Im wilden Forst verlor. und

Wie wollt ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert. und

Und als er sie schwingt nun im lustigen Reigen.

Das Werfen mit Blumen und das Schwingen auf die Rosse weicht in v. 5 wieder dem sanften Kosen, darum durch den ganzen Vers das Anklingen des **f**.

Was kost so sanft und küßt so süß?

Und hält so lind umfaßt?

Und nimmt das Schwert und zieht vom Rosß,

Und läßt nicht Ruh noch Raß.

Jeder der drei Verse hat seine Eigenthümlichkeit, jeder drückt ja auch einen Fortschritt der Handlung aus, darum hat jeder auch im Ton seine eigenthümliche Färbung; da aber die drei wiederum eine Einheit bilden, so haben sie auch im Ton eine Gemeinschaftlichkeit. Wie

der Dichter uns in v. 1, der die Einleitung zum ganzen Gedichte und zum ersten Theile bildet, mit ein Paar Zügen das Lokal schildert, so giebt er im Schluß des ersten Theiles ebenso kurz die Lösung des Contrastes, der uns in v. 2, 3, 4 und 5 entgegentritt. Im zweiten Theil der Dichtung ist Harald die Hauptperson. Dieser Theil schildert Vorgänge im Innern des Menschen; deshalb tritt das phonetische Element nicht so hervor, wie im ersten Theil.

Der Dichter muß natürlich uns die Person darstellen, die in den Vordergrund tritt. Nun ist es aber eine alte Regel der Aesthetik, daß man eine Person im Gedichte nicht bis ins Einzelne schildern, sondern nur einen oder wenige bezeichnende Züge anführen soll. Das thut Uhland hier auch; er sagt:

Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt. und
er sitzt da: Mit grauem Bart und Haar.

Es tritt uns also aus diesen Paar Zeilen das Bild eines alten, ergrauten, stahlgepanzerten Kriegers entgegen und das genügt der Phantasie. Die Einzelheiten an der Erscheinung malt sie sich sehr gerne selbst aus; während, wenn der Dichter sie mittheilt, er nur den Eindruck der ganzen Figur schwächt. Ebenso schildert der Dichter auch nicht weitläufig die Gefühle in Haralds Busen, wie er seine Gefährten entschwinden sieht: Er sagt einfach:

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald

und bezeichnet dadurch sehr gut das gemischte Gefühl in Haralds Brust. Traurig ist er über den Verlust seiner Gefährten und doch auch zugleich stolz darüber, daß er allein den Elfen Widerstand geleistet hat.

Mit Absicht nennt ihn Uhland in v. 1 und v. 7 „der kühne Held Harald“; hier aber in v. 9 „der stolze Held“ und v. 12 „der alte Held Harald“, weil er da ja unmächtig von Traumes Banden gefesselt uns dargestellt wird.

Die Entwicklung des Gedankens in diesem und die Abweichung vom ersten Theile ist schon oben besprochen und ich habe nur noch etwas Phonetisches zu erwähnen. Zweimal kommen in diesem Theile Stellen vor, in denen das Rauschen und Rollen geschildert wird, beidemal alliterirt das r.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar und

Wann Blitze zucken, Donner rollt

Und Sturm erbraust im Wald. cf. dazu:

Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang;

Hei! tausende Pfeile, klirrender Schwertereschlag.

Eine Schilderung wird äußerst lebendig und melodisch durch die Anwendung der Annomination. Eine Art derselben besteht in der Wiederholung eines Wortes, wofür man in Prosa ein Pronomen oder Bindewort setzt, oder es auch wohl ganz wegläßt. Viele Beispiele finden sich namentlich im ersten Theile des Gedichtes, so: v. 3 u. 4. Die Versanfänge mit: Was und v. 5. mit: Und. Im 2ten Theile v. 10:

Er springt vom Rosse schnell,

Er schnallt 2c.

v. 11 Er muß 2c.

Er nickt 2c.

v. 13 mit: Wann.

Goethes Erbkönig ist in der Composition eher mit den Elfen von Uhland, als mit dem Harald zu vergleichen. Das Gedicht Harald nämlich besteht aus zwei Theilen, die allerdings in Verbindung stehen; aber nur so, wie etwa die Theile von Eberhard dem Greiner. Das, was Uhland bewogen hat, beide Theile so unmittelbar als ein Gedicht neben einander zu stellen, suche ich in der raschen Folge der Handlungen. In den „Elfen“ dagegen ist eine solche Zweitheilung der Dichtung nicht zu finden, ebensowenig im Erbkönig. In den „Elfen“ erscheinen diese Wesen ihrer ethischen Gestalt nach; im Erbkönig dagegen als Repräsentanten, als Phänomene der Naturkräfte. Die Naturkräfte sind etwas Geheimnißvolles und beengen deswegen, wie alle Geheimnisse die Brust des Menschen. Sie wirken also wesentlich auf das Gefühl und zwar erregen sie Grauen. Dieses Grauen verschwindet, sobald man die Wirkungen der Naturkräfte erklärt, sobald sie aufhören, ein Räthsel zu sein. Darum wird also die Natur von dem lyrischen Dichter nur in ihrer Unergründlichkeit dargestellt werden dürfen. So finden wir denn auch im „Erbkönig“ der Räthsel viele, die der Dichter dem Leser unaufgelöst zurückläßt und somit der Phantasie desselben reichen Stoff bietet. Ein solches Räthsel ist der verschiedene Eindruck, den die umgebende Natur auf Vater und Kind macht; ein solches ist der Tod des Kindes.

Das ganze Gedicht bietet eine sehr einfache Scenerie dar und wir haben schon oben gesehen, daß, je einfacher die Scenerie ist, desto leichter und stärker die Phantasie erregt wird. Am heftigsten wirken Contraste auf das Gefühl. Mir ist nun kein Gedicht bekannt, in dem diese in so geschickter Weise durchgeführt sind, wie im Erbkönig. Gleich in v. 1. Nacht und Wind und dagegen die schützende Sorgfalt des Vaters. Und ferner im ganzen Gedicht der Widerspruch, in dem sich Vater und Kind bei der Auffassung der Natur befinden.

Betrachten wir die Deconomie des Gedichtes:

v. 1 bildet die Einleitung. Eine Zeile versetzt uns ganz und gar in die Gegend und es ist diese Strophe: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind“ gewiß der beste Beweis dafür, daß lange Schilderungen von Gegenden die Phantasie weniger erregen, als kurze gedrängte Andeutungen. Ein Dichter wird immer mehr auf die Phantasie wirken, wenn er das Ent-

stehen, das Werden, die Bewegung, als wenn er Zustände schildert. Deshalb verleiht Göthe dem Bilde, wie der Vater den Knaben wohl im Arme hält; dadurch Leben, daß er hinzusetzt: „er faßt ihn sicher.“ Die Handlung der Dichtung geht in drei Epochen vor sich und dadurch zerfällt der Haupttheil in drei Unterabtheilungen. Zuerst sieht der Knabe nur den Erbkönig, dann hört er ihn sprechen, zuletzt fühlt er sich angefaßt.

Der Schluß zeigt uns den Vater von dem Grausen besiegt und somit den Naturkräften nachgebend, ebenso das Kind. Da dieses aber schon durch das ganze Gedicht als empfänglicher für die Einwirkung der Natur dargestellt wird, so veranlaßt der Sieg der Naturkräfte bei dieser zarteren Organisation den Tod. Wenn wir namentlich im ersten Theile des Harald die Schilderung unterstützt fanden durch den passenden und übereinstimmenden Klang der gewählten Worte, so finden wir davon im Erbkönig nur einen geringen Gebrauch gemacht. Wodurch bringt nun Göthe die musikalische Wirkung, die in dieser Ballade doch so unendlich groß ist, wodurch bringt er sie hervor? Einmal, scheint mir, durch den häufigen Wechsel der redenden Personen, also durch die rasche Handlung und zwar auch durch den Contrast in der Handlung; dann durch die Menge einsilbiger Worte und durch die Annomination, von der wir schon oben behauptet haben, daß sie in eine Dichtung Melodie hineinbringe. Z. B. Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm und und wiegen und tanzen und singen dich ein; und wie häufig wird mein Vater, mein Sohn, meine Tochter wiederholt. Außer dieser Art der Annomination giebt es noch eine andere, die das Wort wiederholt, welches die Hauptvorstellung enthält. Soll sie aber einen Sinn haben, so darf diesem Worte ein malerischer Klang nicht fehlen. Auch sie ist von Göthe hier angewendet z. B.: Gar schöne Spiele spiel ich mit dir. Es kann mir nicht einfallen mit diesen paar Andeutungen gründlich nachweisen zu wollen, warum der Erbkönig sich so vorzüglich für die Composition eignet. Dazu gehören musikalische Kenntnisse, die mir leider ganz fehlen. Wenn ich oben behauptete, daß der Erbkönig sich für die musikalische Bearbeitung durch seine Handlung und durch den Contrast in der Handlung eigne, so finde ich das bestätigt durch Uhlands Dichtung: „des Goldschmidts Töchterlein,“ die ja auch für den Gesang componirt ist. Man kann auch den „Grafen Eberstein“ anführen; doch erleichtert bei dieser Dichtung wohl vorzüglich das Versmaß die Composition.

Mir scheint übrigens, daß bei jeder Erklärung eines Gedichtes Etwas übrig bleiben wird, was man nicht erklären, sondern nur fühlen kann. Ich will diesen Gedanken mit den Worten aussprechen, die ihm Koberstein in einer kleinen Abhandlung: „über das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen“ geliehen hat. ¹⁾ Er vergleicht ein Gedicht einer Blume und wie man sich an der Farbenpracht und dem Duft der Blume bloß sinnlich ergötzen, aber auch bei der Zergliederung derselben die reinste Freude empfinden könne, indem man dadurch ihr

1) Album des Naumburger literarischen Vereins. 1846.

Wesen und Leben kennen lerne, so auch bei der Dichtung. Aber freilich, fährt er fort, so wie sich in der Pflanze das Leben selbst nicht sinnlich erfassen läßt, weil es ihre einzelnen Glieder nicht mechanisch, sondern organisch bindet und zusammenhält: so wird auch in dem echten Gedicht ein Festes und Ursprüngliches übrig bleiben, das sich auch der schärfsten Beobachtung entzieht, wenn sie es in Worte fassen und festhalten will. Dadurch eben wird das echte Gedicht zu einem Wunder, doch nicht zu einem Wunder in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern in dem Sinne, in welchem alles wahrhaft Lebendige in der Natur und im Geiste seinem Entstehen und Wachsen nach Wunder und Geheimniß ist. Aber wie wir nur selten oder nie darauf achten, daß uns rings Wunder umgeben und daß unser eigenes Leben, Denken und Empfinden Geheimniß, Räthsel und Wunder ist: so ist auch für Viele, ja für die Meisten, die Dichtung nur als Etwas rein Außerliches vorhanden, das genossen werden muß, wie die Blume und die Frucht bloß durch den äußern Sinn. Wem sie jedoch jemals als Wunder nahe getreten ist und wen sie mit den Schauern des Entzückens durchbebt hat, die dann von ihr in die Seele überströmen und sie mit jauchzender Lust und süßer Wehmuth zugleich erfüllen, der wird sie geistig erfassen wollen, um in ihr und durch sie das Räthsel des eigenen Lebens lösen zu lernen und dem wird auch jene Art, sie dem Verständniß so nahe wie möglich zu bringen, nicht allein räthlich, sondern als die ihrer, wie des menschlichen Geistes einzig würdige erscheinen.

II. Das Märchen.

In den eben betrachteten Dichtungen hat uns Uhland in einen Kreis von Sagen eingeführt, die unserem Volke eigenthümlich sein tiefes Naturgefühl recht klar darlegen. Auch diese Dichtung, die jetzt zum Gegenstande unserer Betrachtung dienen soll, ruht zwar auf einem Sagenkreise, der an jenen eben betrachteten streift; steht aber doch in einem anderen Verhältniß zu den Sagen, als jene Gedichte.

Sie behandeln die Sagen als Sagen; dieses Gedicht aber benutzt die Sage nicht als solche, macht sie nicht zum Mittelpunkte der Dichtung; sondern gebraucht sie als Staffage, als Einkleidung.

Somit ist diese Dichtung eine Allegorie. Uhland tritt in ihr als Romantiker auf und verherrlicht Verdienste, die seine Schule um die Poesie sich erworben hat. Er huldigt darin denen, die als die Erweckten des Herren, als des heiligen Geistes Kämpfer, kühn durch die Dornenhecke des Ungechmackes durchgedrungen und in glühender Beigesterung des

Mittelalters erzgepanzerte Helden und minnigliche Frauen in unser prosaisches Leben zurückgeführt haben.

Und da überall nur da die Poesie gedeihen kann, wo eigentliches Leben, wo verschiedene Individualitäten, wo lebensvolle, verschränkte Verhältnisse sich finden, da überall die Abstraction die Poesie vernichtet, so hat Uhland hier nicht die Poesie als ein Gedankending gefeiert, sondern er hat sie verkörpert, er hat sie mit einem Wesen identificirt, das wir Alle sehr wohl kennen. ¹⁾ Wer von uns hat wohl nicht die Kunde gehört von dem Fräulein, welches im Waldeßgrunde manch hundert Jahre schlief. Freilich hat unser Volk den Namen des Fräuleins vergessen und sie daher Dornröschen oder Schneewittchen genannt. Der ursprüngliche Name des Fräuleins war ja dem Volke unverständlich geworden, diese neuen Namen erklären sich hingegen selbst. ²⁾

Darum sagt Uhland scherzend:

Den Namen der Wunderbaren

Bernahmt ihr aber nie;

Ich hab' ihn jüngst erfahren:

Die deutsche Poesie.

Und welchen Namen führt denn eigentlich die Wunderbare, der dem Volke so unverständlich geworden ist, daß es ihn vergessen und durch jene oben genannten ersetzt hat?

Um Antwort zu erhalten, wenden wir uns zurück zu einer der herrlichsten Sagen des germanischen Alterthums, zu der von Brynhild und Sigurdh. ³⁾

Nachdem Sigurdh der Wölsunge, Sohn König Sigmunds in Hünalund, den Drachen Fafnir umgebracht und sich des Schazes bemächtigt hat, reitet er weiter mit seinem guten Rosß Grani, das zwei Kisten Gold und ihn trug, wie wenn es ledig wäre. Sigurdh reitet nun weit fort, bis er kommt auf das Hindargebirge und richtete den Weg südlich nach Frankenland. Auf dem Gebirge sah er ein großes Licht vor sich, wie wenn Feuer brenne und davon leuchtete es bis zum Himmel. Aber als er dazu kam, stand daselbst vor ihm eine Schildburg und darauf eine Fahne. Sigurdh ging in die Schildburg und sah, daß daselbst Jemand schlief in voller Heerrüstung. Er nahm zuerst den Helm von dessen Haupt und sah, daß es ein Weib war. Sie war im Panzer, und der war so fest an ihr, wie wenn er ins Fleisch gewachsen wäre. Da riß er mit seinem Schwerte Gram den Panzer durch vom Haupte an ganz herab und so beide Arme entlang und zerschnitt ihn, wie ein Kleid. Dann nahm er den Panzer von ihr; aber sie erwachte, setzte sich auf und sah Sigurdh und sprach: ic.

Dann weiter: Sie nannte sich Sigrdrifa und war Valkyrie. Sie erzählt, daß zwei

1) v. 1.

2) Grimm in der Vorrede zu den deutschen Sagen führt an, daß in den Märchen oft die Namen vergessen sind und giebt dort auch den Grund dafür an.

3) cf. Frazer: Die Valkyrien. Weimar 1846. S. 71.

Könige sich schlügen. „Der eine hieß Hiälmgunnar, er war alt und der größte Heermann und Odhin hatte ihm den Sieg verheißen; aber der andere Agnar. Ich fällte den Hiälmgunnar im Kampf; aber Odhin stach mich mit dem Schlafdorn zur Strafe dafür und sagte, ich solle niemals ferner Sieg haben und ich sollte vermählt werden.“

Die späteren Sagen erzählen dann noch, daß die Bezauberung erst vollends gelöst worden sei durch den Kuß, den Siegfried der Walkyrie gegeben habe. In unendlich viele Sagen ist dieser Zug übergegangen; wie oft erzählen sie, daß ein Kuß den erlöst habe, der in ein Thier verwandelt war.

Wie die Sprache in ihrem Fortgange sich abschwächt, wie sie die vollen Vocale abschleift und zuspitzt, wie sie darin dem Kiesel im Meere gleicht, den die ewig rollende Woge rundet, so auch die Sage.

Je älter die Dichtung ist, die die Siegfriedsage behandelt, desto schärfer und gewaltiger treten die Personen hervor; sie verlieren an Kraft und Erhabenheit und gewinnen an Milde und Lieblichkeit, je mehr die Dichtung sich unserer Zeit nähert.

So hat natürlich das Christenthum zuerst aus der Sage den Odin verdrängt, und aus dem Gotte ist ein König, also ein hervorragender Mensch geworden. Das ist ja der Verlauf vieler Sagen!

Wie Odhin in der Sage aus einem Gotte ein Mensch geworden ist, so verlor auch Sigdrifa oder Brunhilde ihre überirdische Natur und blieb das, was sie vor ihrer Erhebung zur Walkyrie war, nämlich eine Königstochter. Da Odhin und Brunhilde schon in den ältesten Sagen in inniger Verbindung stehen, denn es sind ja die Walkyrien die vertrautesten Dienerinnen Odhins, so hat die spätere Sage dies Verhältniß in das des Vaters zur Tochter umgewandelt. Die Walkyrien und Nornen stehen in inniger Verbindung, denn die eine der Nornen, die jüngste, die Skuld, das werdensollende Schicksal, erscheint oft als erzgerüstete, speerbewehrte Walkyrie. Die Nornen aber spinnen, wie die Parzen, an dem Schicksal der Menschen, darum haben die Sagen sie oft in häßliche, alte spinnende Weiber umgebildet. Aus Nornen sind aber auch, wie das schon früher durchgeführt ist, die Feen entstanden und so finden wir in den späteren Sagen die eine Gestalt der Sigdrifa oder Brynhild nach ihren Haupterscheinungen in drei verschiedene Personen vertheilt.

Sie ist demnach das Dornröschen, sie ist die weissagende Fee und sie ist die alte, spinnende Frau.

Uhland deutet nun in diesem Gedicht die Sage und wendet ihre einzelnen Züge auf die Entwicklungsperiode unserer Poesie an.

1) Die deutsche Poesie ist eine Königstochter. An ihre Wiege treten zwei Feen und bringen ihr Angebinde. Die eine giebt ihr ein frühes Ende von einer Spindel Stich; die

1) v. 2. und 3.

andere, obgleich sie den Fluch nicht ganz aufzuheben vermag, kann ihn doch mildern. Sie verwandelt den Tod in einen vierhundertjährigen Schlaf, aus dem ein Königssohn das Mägdelein wecken soll.

Das ist schon in den alten Sagen eine Eigenthümlichkeit der Nornen, daß sie entgegengesetzte Geschenke dem Menschen darreichen; wie sie ja auch nicht alle eine Natur haben, sondern unter ihnen gute und böse sind.

Der Grund, warum Uhlund hier den Schlaf des Fräuleins 400 Jahre lang dauern läßt, und somit von der Tradition abweicht, die ursprünglich von 50 Jahren und 1 Tage; dann aber von 100 Jahren spricht, der wird bei der weiteren Entwicklung des Gedichtes klar werden.

1) Wie nun die Weissagung ergangen war, da ließ der König ein Gebot ins Land ausgehen, daß alle Spindeln eingeliefert und verbrannt werden sollten. Merkwürdig ist es doch, daß, wie sehr auch die Deutschen das Spinnen achteten und ehrten, wie sie ja sogar für manche Lebensverhältnisse die Bezeichnungen von dieser Beschäftigung nahmen; ich erinnere nur an die Ausdrücke: Spillmagen und Kunkellehen; daß dennoch mit dem Begriff des Spinnens und dem einer spinnenden, alten Frau stets etwas Unheimliches verknüpft blieb. Dieses Grauen knüpfte sich im nordischen Heidenthum an die Nornen und später an die Gestalten, die die Sage aus ihnen gebildet hat. Darum ist ein spinnendes Weib eine böse Vorbedeutung; deshalb heißen auch die Heren Feldspinnerinn.

Der Dichter läßt hier der Spindel und der Spinnerin das Unheimliche, was ihr im Volksglauben anhaftet; er gebraucht sie dann aber ferner auch noch als die Repräsentantin des Philisterhaften und Engherzigen. Die Spindel gehört ins Haus und wie sehr auch ein edles Familienleben zu allem Hohen und Herrlichen begeistert, so sehr wird der, der in des Hauses enge Geschäften ganz aufgeht, für jedes höhere, freiere Geistesleben untüchtig werden.

2) Darum erzog man das Königskind, die deutsche Poesie nicht in des Hauses engem Kreise, sondern sie wuchs auf, wie ein tüchtiger Rittersohn. Nicht viel saß der hinter dem Studirtisch, im Leben erwarb er sich Kenntniß und Kunst des Lebens. Von jeher ist dem Deutschen die Natur lieb gewesen und gerne hat er sich träumend in ihre Unergründlichkeit versenkt. Darum haßte er das Leben in den Städten und baute sich seine Wohnung gerne im kühlen Waldesdunkel, auf hohen Bergesspitzen oder an murmelnden Quellen. Deshalb sungen alte Dichtungen so viel von Rosengärten, die die Königinnen besaßen, deshalb erzählen sie so oft von Jagden im dunkeln Tann, deshalb so oft vom Buhurt und Tyostiren auf blumiger Wiese. Den süßen Sommer und den Gesang der Vogel'n, wie oft preisen ihn die alten Sänger! Sie trauern, wenn der kalte Winter gekommen, der grüne Wald verdorben ist und die süßen Vögelein schweigen.

1) v. 4.

2) v. 5.

In freiem, kühnem Spiel wuchs der Rittersohn auf. So wie also unser Volk seine Jugendzeit verlebt hat in kühnem Kampf und Drang auf weiten Wanderungen, und sich dadurch frisch erhalten für alles Edle und Hohe, bis es zu Jahren gekommen, und unter den Hohenstaufen seine Blüthezeit erreicht hat, so war es auch der deutschen Poesie ergangen, da ja die Poesie immer der reinste Ausdruck des Volkslebens ist. Sie war erwachsen in Deutschlands grünen Wäldern, sie quoll aus dem Leben selbst hervor und besang das Leben, in dem sie erzogen war.

1) Und daß sie echt deutsch war, diese Königstochter, das zeigte sich, so wie sie erwachsen war. Da war sie die schönste Frau geworden, ein „sällic wip“ mit langen, goldenen Haaren, 2) und dunkelblauen Augen, züchtig in Gang und Gebärde und treu und schlicht in Reden.

3) Da schein ir rosen-rotiu varwe viel minnehlîchen und
Sam der liehte mane vor den sternem stat,
der schîn sa luterliche ab den wolchen gat,
dem stunt si nun geliche vor maneger vrovven gut.

Sie war geworden, wie die Chrimhild oder wie des herrlichen Rüdigers von Bechlarn schönes Kind.

Und ganz richtig vergleicht Uhland die Blütheperiode unserer Poesie mit der Blüthezeit der Jungfrau. In jener Zeit befand sich der Deutsche in der unbefangenen Sicherheit des Wissens und Glaubens, in dem Vollgefühl des Lebens, dem aller Zweifel fern liegt, in dem die blühende Jungfrau sich befindet.

Damals erwachte durch das bunte Leben und Treiben der Kreuzzüge hervorgerufen in dem ganzen Volke das unbeschreibliche, aus süßer Heimatliebe und unwiderstehlichem Drange in die Ferne; aus bitterem Abschiedschmerz und fröhlicher Reiselust gemischte Gefühl, welches noch heute das Erbtheil des deutschen Jünglings und der deutschen Jungfrau ist, wenn jener hinauswill in die weite Ferne und diese einzieht als züchtig waltende Hausfrau in ihr eignes Haus.

4) Damals dienten dieser holden Frau alle Stände unseres deutschen Volkes. Es blühte die Kunstpoesie und ebenso die Volkspoesie. Kaiser und Könige, Herzoge und Fürsten, Grafen und Ritter waren die Sänger der Kunst. Was soll ich ihre Namen nennen? tönen sie nicht wieder von aller Lippen. Wer kennt nicht den jungen, blonden Hohenstaufenproß, den schönen Conradin, wer nicht Walthar v. d. Vogelweide, Hartmann v. d. Aue, Heinrich v. Ofterdingen, Wolfram v. Eschenbach und noch so manchen andern, edlen Mann.

1) v. 6.

2) gevar alsam die seiden, val, gel, godwar, geloest.

3) cf. Nibel. Lied. 5. A.

4) v. 7.

Die dienten der holden Frau, sie gingen in Stahl und Eisen und trugen doch Goldharfen in der Hand. Wahrlich eine Fürstin war zu preisen, die solche Diener fand.

1) Und will man erfahren, wie der Ritter seiner Frau diente, so lehren das die Minnelieder, oder Ulrich v. Lichtensteins Liebesleben.

Den Frauen gaben sie Ehre, singt der Dichter; was sagt Ulrich v. Lichtenstein dazu? Den guten Weibern will ich neigen, wenn sie mir auch oft nach meinem Dienen wenig Lohn erwiesen, denn alle Tugend liegt doch an ihnen und das Heil der Welt; Gott hat nichts so Gutes, als ein gutes Weib geschaffen. Auch mag Niemand die Güte eines Weibes zu Ende loben; wer sagen kann, wo der Sonne Schein endet, kennt auch das Ende ihres Lobes. Weib sind rein und gut und schön, sie geben Würdigkeit und machen den Mann werth, wer das verdienen kann, daß sie ihm freundlichen Gruß bieten, dem muß alle Sorge schwinden. Nichts ist so gleich den Engeln, als ihr schöner Leib, auch hat ein reines Weib wohl den Muth eines Engels. Weiter sagt er:

Ich war ein Kind, als ich das hörte und noch so dumm, daß ich auf Gerten ritt und doch gedachte ich in der Dummheit: da die reinen Weib den Mann so hoch theuer machen, so will ich immer den Frauen dienen, mit Leib, Gut, Muth und Leben.

Und wie tritt Siegfried zur Chriemhilde? Av. 5.

Wie sie aus ihrer Kemnaten zu dem Feste kommt:

Da gie diu minneclliche, also der morgen rot
tut uz den trüben wolchen; da schiet von maneger not,
der si da trug in Herzen, unt lange het getan;
er sach die minnecllichen nu viel herrlichen stan.

Er daht' in sinem mute: wie chunde daz ergan,
daz ich dich minnen solde? daz ist ein tumber wan;
sol aber ich dich vremenen, so wäre ich sanfter tot.
er wart von den gedanken vil diche bleich unde rot.

Da sie den hoh-gemuten vor ihr stende sach,
do erzünde sich sin' varwe; diu schöne magt sprach:
sit willichomen, her Sivrit, ein edel ritter gut.
do wart im von dem gruze vil wol gehöhet der mut.

Er neig' ir vlizeclliche, bi der hende si in vie;
wie rehte minneclliche er bi der vrowen gie. 11.

Den reinsten Ausdruck dieser Frauenerehrung findet man in dem Cultus der Jungfrau Maria. Und so tief war es dem Ritterwesen eingeimpft, den Frauen zu dienen, daß

1) v. 8.

selbst jener strenge Orden der deutschen Herren, da er irdischen Frauen nicht dienen durfte, die Frau aller Frauen, unsre liebe Frau zu seiner Schutzpatronin machte.

Jener Anbeter und Verehrer der Frauen und alle, die damals ihm glichen, sie waren bei all ihrer Zartheit, trotz all ihres poetischen Gefühls dennoch tüchtige Kämpen, stets bereit mit Degen und mit Speere.

Ulrich v. Lichtenstein erzählt z. B. Man fing dort und hier Turnire an, um die Frauen, ich versäumte deren keines nie, ich wollte um meiner Frauen willen bei allen sein.

Er zog im Lande umher, um zu tyosiren und wenn er dann zu ihrer Ehre tüchtig Lanzen gebrochen, dann schickte er seiner hehren Frau eine süße Liederweise.

Widerstreit sungen die stolzen Ritter, die dem Dienste der hohen Frau nachgingen. Damit deutet der Dichter unter Anderm auch auf den Wartburgkrieg. Minne war der Hauptinhalt dieser Gesänge; sowohl die irdische, als auch die himmlische, die Gottesminne, die sich besonders an der christlichen Mythologie, an der Gralsfage versuchte und neben der Minne pries der Dichter das, was so gerne sich damit verbindet, den Frühling und den Wein. Es war eben die stumme, zurückhaltende blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den rothen Blumen auf dem Ager und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vögeln der Frühlingszeit jubelt und singt, die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht.

Diese ganze Poesie bringt dadurch den Eindruck der Jugendlichkeit und der Frauenhaftigkeit hervor.

Wenn der Dichter in v. 6. und v. 7. uns die höfische oder die Kunstpoesie schildert, so spricht er in v. 8. von der Volkspoesie, die in jener Blüthezeit der deutschen Dichtkunst ebenfalls kräftig emporschoss. Sie entwickelt sich aus dem dichterischen Vermögen, welches nicht dem Einzelnen, sondern einem ganzen Volke als köstliche Naturgabe verliehen ist. Sie besingt gegebene Stoffe, die mit den tiefsten Lebenskeimen des Volkes innig verwachsen von demselben erlebt und erfahren werden. Und so sang damals Alles, der Edle, der Bürger und der Bauer.

1) Und all dieser Glanz, all diese Blütenpracht, sie schwand dahin in einer wonnevollen Maiennacht. Da stieg das Fräulein gelockt durch der Sterne Silberschein auf des Thurmes Zinne, sie kam vorbei bei einem Thurmsübchen, aus dem eines Lichtleins später Schimmer glänzte, sie trat ein und siehe da, es erfüllte sich ihr Geschick.

Der Dichter schildert in der Allegorie das, was allmählig, organisch erwuchs als ein plötzlich eintretendes Ereigniß. Es konnte ihm, da er keine Literaturgeschichte in einem Lehrgebichte schreiben wollte, natürlich nur darauf ankommen, den Wendepunkt klar hervorzuheben

1) v. 9.

und die Art der Poesie, die nach dem Minnegefang eintrat, zu charakterisiren. Mit dem Fall der Hohenstaufen war unseres deutschen Reiches Größe gesunken. Der Eifer für die Kreuzzüge war verschwunden, mit ihm die Lust am bunten, abenteuerlichen Wanderleben. Es lockte nicht mehr des Orients wunderbare Ferne, des Ostens Gluth entzündete nicht mehr des Ritters Phantasie. Kein Kaiser fasste mehr den gewaltigen Gedanken, der Herrschaft über die Welt, zu der er berufen, dem Papste freitig zu machen. Jeder sorgte für sich, für die Macht seines Hauses, ängstliches Streben nach Besitz ersetzte die Begeisterung, mit der die Hohenstaufen Alles um das Höchste aufs Spiel setzten.

In diesem geschäftigen Treiben des 13ten scl., das aber ohne rechtes Ziel in Unruhe sich selbst verzehrte, in diesen kleinlichen Sorgen um Besitz, da blieb für die Poesie keine Zeit, da behielt der Ritter kein Ohr mehr für die fahrenden Leute. So zog die Poesie aus aus jenen hohen Ritterburgen, aus den gewölbten Hallen der alten Kaiserpaläste, selten nur dichtete noch ein Ritter seine Minnelieder auf lustiger Fahrt im grünen Walde.

Ein neues Leben regte sich aber in andern Kreisen Deutschlands. Neben dieser kleinlichen Unruhe des politischen Lebens gedieh der deutsche Handel und begann sich Gelehrsamkeit zu regen. Das 14te und 15te scl. bemühte sich eifrig, die Natur zu ergründen und große Erfindungen tauchten auf. Es hatte sich der Sinn ganz auf das Materielle gewendet. Solche Zeiten sind aber stets weder der Sittlichkeit noch der Poesie sehr zuträglich. Durch die Buchdruckerkunst erwuchs die Gelehrsamkeit, durch sie bekam das Wissen die Ueberhand über das Leben und es trat in unserem Volke eine unheilvolle Trennung zwischen Wissenden und Unwissenden ein.

Dies neue Leben hatte seinen Sitz nicht in den grünen Wäldern, auf lustiger, blumiger Au, sondern es flüchtete sich in der Städte enge Mauern. Da zog auch die Poesie hin, weil man ja draußen Anderes zu thun hatte und ihrer nicht achtete. Dort aber in den Städten, da galt jene kecke Abenteuerlichkeit, jene glühende Phantasie der Ritterzeit für ein Un Ding, da galt jenes lustige Umherziehen der Ritter für Zeitverschwendung. Da der Handel am besten gedeiht, wo Ruhe herrscht, wo feste Verhältnisse das Menschenleben regeln, da ihn ruhige Ueberlegung besser fördert, als kühnes, genielles Eingreifen, so ordnete man in den Städten die Lebensverhältnisse in feste Normen, so stellte man den nüchternen Verstand an die Spitze des Daseins und steckte sich ein nahe, aber erreichbares Ziel.

So nahm der Bürger die Poesie, die sich in seine schützenden Ringmauern geflüchtet hatte, zwar auf in seine Gemächer, er drückte ihr aber auch den Stempel seines Lebens, seiner Philisterhaftigkeit auf. ¹⁾

Am besten tritt das in Hans Sachs hervor. Im Gegensatz zum Minnegesange sagt er immer: Die Liebe sei toll, taub und gar blind und rath stets, die Liebe bis für die Ehe

1) Hoffmann: Hans Sachs.

aufzuspüren. Er theilt die bekannte rührende Erzählung aus Cento Novella von Elisabeth mit, die das Haupt ihres von ihren Brüdern ermordeten Geliebten in einem Blumentopf barg und das darüber gepflanzte Kraut mit ihren Thränen benetzte und vor Leid starb, als man ihr den geliebten Topf nahm. Und was hat er für eine Moral daran geknüpft, der 19jährige Jüngling!

So nemet diß Geschicht zu herzen,
Wie lieb oft bringet großen schmerzen,
Schad, schand und ander unglück.
Derhalben Frauen und Jungfrauen
Sollen sich mit fleiß wohl fürsichawen
Daß solche Lieb sie nit betrieg
Und ihn im Herzen angestieg,
Dardurch in als unglück zu steh,
Sonder sollen biß in die Eh
Sparen ihre Lieb, die ist mit Ehren
Auß ehlicher Lieb thut sich mehren
Heyl und Glück allhie auff Erd,
Ist bei Gott und den Menschen werd,
Auff das ehliche Lieb aufwachs,
In rechter Trew, das wünscht Hans Sachs.

Und wie der ehrfame Meister nicht vor dem Fenster seiner Holden stand und seine Liebe in süßen Tönen zu ihr erschallen ließ, wie er nicht zu ihren Ehren tyosfirend durch die Lande fuhr, sondern fein bürgerlich um sein Lieb warb und das Erworbene mit Sorgfalt achtete und hegte, so that er es auch mit der Poesie. Er erwarb sie, d. h. er erlernte sie. Darum verirrt sich seine Poesie nicht aus dem Stübchen, und geht nicht vom alten, liebgeordneten Plage.

Das Ritterthum in seiner Glanzperiode, mit großen Gedanken und hehren Plänen beschäftigt, hatte das Bürgerthum neben sich geduldet, aber ohne es zu beachten, und ohne es zu fürchten.

1) Wie aber die Zeit erfüllet war, da machte sich das Bürgerthum geltend, da fand das edle Fräulein im Thurme beim trüben Lampenschein das alte graue Weiblein an der Spindel. Und wie dem Fräulein von der Alten kund gethan war, was sie da eigentlich treibe, da erinnerte sich das Fräulein an jene Prophezeihung, die bei ihrer Geburt ausgesprochen war; Angst ergriff sie und sie wollte entfliehen. Aber die Spindel verfolgte sie, sie fiel an der morschen Schwelle und es stach die Spindel sie in die Ferse. So ist es dem Ritterthum

1) v. 11., 12. und 13.

und der Ritterpoesie auch ergangen. Als man in Schwaben, wo in Deutschland Beides am schönsten geblüht hatte, als man da merkte, wie das Bürgerthum erstarkt sei und wie es dem Ritterthum drohe, da versuchten die Ritter mit aller Kraft dies verachtete Element zu unterdrücken, es gelang aber nicht. 1)

2) So war das Fräulein in Schlaf gesunken, in den prophezeiten Zauberschlaf, sie schlief im Rittersaal, gebettet in Goldstoff und Rosen.

3) Und wie sie, die edle Jungfrau, in Schlaf gesunken war, da berückte bald auch ihre Gefährten des Schlafes Zaubermacht, bald ertönte in des Schlosses hohen Hallen kein Ton mehr. So verschollen auch nach dem Falle der Hohenstaufen die Klänge des Minne- gesanges, je mehr Meistergesang und philologische Poesie Alles umspannen.

Zur Vergleichung füge ich folgende Schilderung desselben Ereignisses hinzu: 4)

Da stieß ihr Allvater den Schlafdorn ins Haupt;
In voller Waffenrüstung sank sie machtberaubt
Dahin zu tiefem Schlafe. Und Alles schlief mit ihr,
Es schlief, was Ddem hatte auf Segard, Mensch oder Thier.

Die Küh im Stalle bogen die Knie und nickten ein,
Die Jagdhunde streckten sich auf ihr Nagebein,
Die Tauben auf den Zinnen, die Fliegen an der Wand,
Die hatten alle Sinne zu süßem Schummer gewandt.

Da ward es in der Küche auch still um mich her,
Das Feuer auf dem Herde flackerte nicht mehr,
Der Bratenwender feierte, der Braten hört am Spieß,
Zu bruzeln auf, die Rechte der Koch ermüdet sinken ließ,

Die mich zerbläuen sollte, ich selber lag und schlief:
Der uns besallen hatte, der Schlaf war fest und tief.
Die Zeit stand still auf Segard, der Tag war wie die Nacht,
Der Morgen wie der Abend, sie wurden schlafend verbracht.

5) Statt des Fräuleins herrschte nun im Schlosse die Alte und neben ihr spannen und woben in allen Zimmern groß und kleine Spinnen; um das Schloß wuchsen die Hecken und Ranken in einander, über dem Schloß lagerten sich die Wolken nebelgrau. Da dichteten

1) cf. Oberhard der Greiner von Umland.

2) v. 14.

3) v. 16.

4) Simrock Rheinsagen. S. 49.

5) v. 17.

die Philologen ihre lateinischen Gedichte und schämten sich, daß sie einem Barbarenvolke entsprossen seien, welches nichts gewesen, nichts gewußt und vermocht habe, bis das Licht der griechischen und lateinischen Poesie in ihm aufgegangen sei. Da ging die Herrschaft der schönen Phrasen an und die alte Herrlichkeit der deutschen Kaiser, der alte Glanz des deutschen Reiches und der deutschen Poesie wurde vergessen, als sei er niemals dagewesen.

1) Aber nach vierhundert Jahren, da sollte die Jungfrau erlöst werden. Ein Königssohn ritt mit seinen Jägerschaaren in den Wald und sah von ferne die alten, grauen Thürme in ihrer sonderbaren Gestalt ragen. Und wie auch manch alter Spindelmann ihm abrieth, in jenes Schloß zu ziehen, wo romantische Menschenfresser hausten, so drang der Königssohn mit 3 fecken Genossen dennoch kühn durch die Hecken in das verzauberte Schloß.

Und wer war jener Siegfried der Neuzeit und wer seine drei Genossen?

2) Göthe war der Königssohn, und seine drei Genossen waren Klopstock, Lessing und Herder. 3) Diese 3 bahnten dem Siegfried der Neuzeit den Weg und er vollendete und faßte das zusammen, was sie erstrebt, aber nicht erreicht hatten. Warum ich aber gerade diese 3 unter den 3 Jägern verstehe, will ich, mich dabei hauptsächlich an Wilmar lehrend, mit wenigen Worten ausführen.

In der trostlos flachen Zeit, als Gottsched in Leipzig mit seinen Schönaich, Triller und Neumann die Poesie handwerksmäßig anbaute, da erschien Klopstock und verlangte, daß der Dichter in den eignen Busen greife, und von wahrem, innerem Gefühl getrieben, zur Dichtkunst sich wende. So erschien er wie der Morgenstern plötzlich aus tiefem Dunkel, um den Tag anzukündigen, und war wirklich ein neues, mit den bisherigen Erscheinungen nicht zu vergleichendes und aus ihnen nicht zu erklärendes Phänomen.

Da fühlten plötzlich alle Gleichzeitigen, daß es mit jenen Spindelmännern, die auf ihrem Spinnrade lange, lange Lehrgedichte abhaspelten, daß es mit diesen vorbei sei, daß sie matt und schlaff und ohnmächtig zur alten Zeit zurückgeworfen seien und jetzt ein neues Jahrhundert der Dichtkunst beginne. Ein neuer Vers, eine neue Sprache, neue Anschauungen, eine neue Poesie war mit ihm erstanden; an ihm haben sich die Geister der Neuzeit erkündet. Er war seinem innersten Kern und Wesen nach deutsch, deutsch an Ernst und Tiefe, deutsch in Familiensinn und Vaterlandsliebe, deutsch in Einfachheit und Wahrheit, deutsch in der Stärke des Naturgefühls und der elegischen Stimmung, die von dem deutschen Naturfönn unzertrennlich ist.

Er wollte sich nicht erst zum Deutschen machen, er war einer, und erweckte durch seine wahrhaft deutsche Gesinnung wieder Lust und Freude an deutscher Geschichte und deutschem Alterthum. Ein zweites Element brachte er auch wieder in die Poesie, ich meine das

1) v. 18.

2) cf. Wilmar deutsche Literaturgeschichte. S. 490. sq.

3) v. 20.

gläubig christliche, und darin war er damals fast ebenso neu und schöpferisch, wie in seiner deutschen Gesinnung. Das christliche Element hatte seit Wolfram v. Eschenbach und seit dem Verfall des protestantischen Kirchenliedes nie wieder ein ganzes Dichterleben, ein ganzes Dichtergemüth ausgefüllt. Klopstock aber ließ von neuem kühn und frei den Gesang von der Erlösung in die Welt hinaus schallen. Und diesen neuen, wiedereroberten Gehalt der Poesie goß Klopstock in neue Formen und Maße und zwar in die des klassischen Alterthums, welche zuerst durch ihn mit deutschem Stoffe und Geiste erfüllt wurden.

Nicht achtete er auf den alten Spindelmann, den Gottsched und seine Genossen, denen die Poesie ein Handwerk war, das man erlernen konnte. Klopstock sah wohl ein, daß aus der tiefsten Tiefe des Busens die Begeisterung emporquellen müsse, daß jenseits aller Regeln, umwoben von Ranken und Hecken, umspinnen von grauem Gewebe ein grünender, blühender Fleck in des Dichters Brust liege. Dieses Versenken in des Herzens Tiefe aber, das war jenen alten Spindelmännern ein Greuel; ihnen war jener ewige Born versiegt und untergegangen in des Handwerks Neuhäckerlichkeiten. Darum die Warnung.

Der zweite der Jäger, der unsere neue poetische Selbstständigkeit erweckt hat, Lessing, steht in einem scharfen Gegensatze zu Klopstock.

Dieser giebt sich dem Stoffe hin, ja ordnet sich ihm unter, jener wehrt ihn von sich ab und macht an ihn gebieterische Forderungen; hier inniges Anschließen an das Christenthum, kindlicher Glaube, dort Gleichgültigkeit gegen die positive Religion und eine angreifende Stellung gegen die Kirche; hier fast alles deutsch und christlich, dort fast alles antik und heidnisch.

Wenn wir aber Klopstock den einen der Jäger sein lassen, muß Lessing nothwendig der zweite sein, denn sie beide repräsentiren die beiden Gegensätze, die nachher der errettende Königssohn, Göthe, in seiner Persönlichkeit vereinte.

3 Elemente bewegen die Neuzeit, das christliche, das deutsche und das antike Element; die beiden ersten vertrat vorzugsweise Klopstock, das letzte Lessing und zwar so vorwiegend, daß die beiden andern bei ihm sehr in den Hintergrund gestellt sind.

Aber er führte, wie kein Anderer, das zweischneidige Schwert der Kritik und mit seiner gewaltigen Klarheit verschleuchte er die Gottschedische französirende Breite und Klopstocks Ueberschwänglichkeit, und wies ernst und klar der Nation ihr Ziel an.

Einer andern Periode, als diese beiden, gehört der dritte Jäger an. Schon einmal habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß Ahland hier nicht Literaturgeschichte lehren wolle, und daß man daher die Anachronismen nicht tabeln könne.

Es gehört Herder der sogenannten Sturm- und Drangperiode an. Schon Klopstock hatte auf geistige Einkehr gedrungen und die Poesie wieder auf die angeborene, innerliche Thätigkeit basirt; dieses Klopstockische Streben war nun durchgedrungen und es war Lösungswort der Zeit geworden, daß man zu einer ursprünglichen, nicht gekünstelten, noch gemachten, daß man zu einer sich selbst unwillkürlich erzeugenden, zu einer Volksdichtung zurück müsse.

Damit war das erlösende Wort gesprochen und vor diesem Worte brach die gelehrte Dichtung der letzten Jahrhunderte morsch zusammen. Man war wieder da angelangt, wo man zur Zeit des Minnegefanges sich befand; das Fräulein erwachte so schön, wie damals, als es entschlief. Vor dem Entschlafen lebte es dahin in holder Unbefangenheit, es lebte aus Instinct so und nicht anders; seit dem Erwachen aber lebte es mit Bewußtsein.

Am lautesten und tönendsten hat aber Herder das erlösende Wort ausgesprochen; er hat nicht bedeutende poetische Werke geschaffen, sondern nur als ein anregender, Bahn brechender, das Verständniß eröffnender, das Bewußtsein erweckender und erhöhender Geist gewirkt.

Seine vorzüglichste Fähigkeit besteht darin, sich an das eigenthümliche innerste Leben der Nationen anzuschließen, sein Inneres diesen fremden Elementen liebend zu eröffnen und sie darin aufzunehmen; seine Fähigkeit ist der Universalismus.

1) Dadurch kam das deutsche in innigen Wechselverkehr mit dem Fremden, in welchem das Nehmen ein Geben und das Geben ein Nehmen ist: in welchem das deutsche Element sich mit fremder Form umkleidet, wie mit der seinigen und die deutsche Form fremdes Element in sich aufnimmt, als sei sie mit demselben ursprünglich und untrennbar verwachsen; durch ihn wurde der deutsche Geist mit dem Geiste der Orientalen, der Griechen und der Romanen, statt, wie bisher, nur beschäftigt zu werden, angefüllt und genährt; durch ihn wurde das, was Klopstock und Lessing begonnen, ausgeführt und so weit vollendet, daß es nunmehr nur eines Genius bedurfte, welcher reich an lebensvollen Dichtergestalten, diese Vermählung des deutschen Geistes mit dem Geiste der fremden Völker zur Offenbarung und Wirklichkeit brachte. Denn dies war Herders Schranke: die Fähigkeit, Gestalten zu bilden aus fremdem Stoffe mit eigener Form und aus eigenem Stoffe mit fremder Form, hat er der deutschen Nation gegeben; das Bilden der Gestalten selbst blieb ihm versagt: wo er endete, da begann Göthe.

2) So sehen wir, wie dieser der 3 Jäger bedurfte, damit das Gestrüpp weggeräumt und der Weg gebahnt würde. Kaum hatte man damit begonnen, da regte sich überall frisches, kräftiges Naturleben; da kam man in grüne Waldesschatten, da fangen die Vöglein und muntere Hirsche sprangen umher. Muthig drang man weiter, man trug ja im Busen die feste Zuversicht, noch habe man nicht die Krone errungen, man sei nur noch in den Vorhallen des Heiligthums. So drang man vor bis zu einem alten gothischen Gebäude, vor dem 2 Niesen mit kreuzweis gelegten Hellebarden Wacht hielten; aber wie der Siegfried die Waberlohe nicht scheute, kühn auf sie losging, und diese sich ihm, da er der rechte Held war, ohne Weiteres öffnete; so hemmten auch die entschlafenen, riesigen Wächter die Jäger nicht und sie drangen mit festen Tritten zu dem großen Saal. Da fanden sie in hohen Nischen leh-

1) V. S. 337.

2) v. 22. sq.

nend herrliche Frauen und Ritter und in der Mitte des Saales schief auf Rosen gebettet die holde Jungfrau. Und wie der Königssohn sie durch seinen Kuß erlöst hatte, da wachten alle die Ritter und holden Frauen auf. Da stiegen wieder zu uns hernieder der blonde Conradin, der schöne Hohenstaufenjüngling und mit ihm alle die edlen Minnesänger, da trat wieder unter uns Frau Venus und Frau Minne, da kam der eiserne Gög von Verlichingen, Hans von Selbiz und der edle Franziskus von Sickingen.

Da begrüßte uns im leichten, spanischen Mantel, in der romanhaften Hoftracht des burgundischen Adels, ein freundlich lächelndes, rosiges Gesicht.

Sieh den schönen Mann an, kannst du nicht ahnen, wer es sei? Am goldnen Blicß wirst du den edlen Egmont, den fröhlichen Prinzen von Gaure erkennen.

Und neben ihm siehst du wohl seinen Landsmann aus Kanthen am Rhein, den starken Siegfried, wie er daher schreitet eines Hauptes länger, als alles Volk, wie ihm „das Ort des Swertes niedergetet bis uf die Sporen.“ Wieder kam zu uns der getreue Eckart und mit ihm Mar von Schenkendorf und Arndt und haben uns gewarnt vor dem Venusberge jenseits des Rheines, in dem so mancher edle Tannhäuser Ruhe und Lebensmuth verloren hat.

Was soll ich sie Alle, wie kann ich sie Alle nennen, die hohen herrlichen Gestalten, die mit der Erlösung der Jungfrau neues Leben gewannen. Sie versöhnten uns wieder mit dem Volksleben, und lehrten uns Achtung vor dem geistigen Leben des Volkes und vor den Rechten seiner geistigen Lebens Elemente und bahnten somit für Wissenschaft und Kunst einen neuen, nicht gekannten Weg.

So war für uns die Poesie wieder gewonnen. Einst hatte sie gewaltet und gelebt, wie eine zarte, knospende Jungfrau, die herrlich ist und Herrliches vollbringt aus ihres Busens tiefstem, innerstem Drange, eben weil sie nicht anders kann, weil der reiche, in ihr sprudelnde Lebensquell sie dazu treibt. Sie war, wie eine reine, züchtige Jungfrau mit verschämten Wangen, die leuchtend daher wandelt, ihrer hohen Herrlichkeit sich selbst nicht bewußt. Damals war unsere Poesie zu vergleichen unseren heimischen Gefilden. Sie prangen nicht mit wunderbaren Farben, nicht wiegen sich in ihnen seltsame Blumen, nicht schweben über ihnen goldgesiederte Vögel; aber kein Land in der Welt hat so saftige Wiesen, so lustige Wälder, eine solche Innigkeit der Natur.

Nach der Erlösung aber und durch die Erlösung wurde die Poesie eine bewußte. Sie wurde eine herrliche Frau, die nicht mehr in ihrem unbewußten Dahinleben uns entzückt. Unsere Poesie ist mit einem Garten zu vergleichen, in dem des Gärtners Sorgfalt viel fremde Pflanzen zieht, von denen ein wunderbar balsamischer Duft ausgeht, und die uns durch ihre Farbenpracht ergötzen.

¹⁾ Und dieser wiedergewonnenen, dieser erlösten Poesie jubelte Alles entgegen, Alles,

was noch einen Jugendfunken in seiner Brust fühlte; jene Alte aber sitzt im Kämmerlein; der Regen dringt durch das Dach, das in Trümmer gefallen ist. Sie aber will nichts wissen von der neu erwachten, vaterländischen Poesie; jedoch ihre Kraft ist verschwunden; der Schlag hat sie gerührt und sie mag bis zum jüngsten Tage ruhen. Wir aber wollen wünschen, daß die Epigonenzeit, in der wir leben nicht eine solche werde, in der das, was Schiller und Göthe gedichtet und gesungen, verachtet und vergessen werde, wie man schon einmal den Glanz der alten Poesie vergessen hat. Wir leben in einem Jahrhundert, wo man, wie im vierzehnten, alle Kraft der Erforschung der Natur zuwendet; solch' eine Zeit pflegt gewöhnlich sittenlos und unpoetisch zu sein.

Es scheint, als wenn das Fräulein wieder von Obhins Schlafdorn getroffen noch einmal in Schummer sinken will, als wenn noch einmal ein neuer Siegfried = Göthe ersehen müßte.

Ehe ich ganz von der lieblichen Dichtung scheidet, muß ich ein paar Fragen beantworten, die gewiß Manchem vor die Seele getreten sind. Warum ist Schiller nicht der Königssohn, oder warum soll er nicht wenigstens einer der Jäger sein? Die erste Frage ist leicht zu beantworten. Im Allgemeinen glaube ich, hat sich die Ueberzeugung namentlich älterer Männer wohl stets dahin befestigt, daß sie Göthe über Schiller setzten. So hat es auch Uhland gethan und hat unzweideutig Göthe als den Meister deutscher Dichtkunst anerkannt. Das beweist die Dichtung „Münstersage“¹⁾. Das beweist mir aber auch die ganze Stellung der romantischen Schule zu Göthe²⁾. Alle Mitglieder dieser Schule waren Verehrer und Nachahmer der Goethischen Poesie; die meisten aber ignorirten Schillers Verdienste, obgleich sie ihm viel, sehr viel verdankten. Namentlich in der Lyrik verfolgt die romantische Schule die Bahn, die Göthe geöffnet und hat sich stets von neuem aus dieser Quelle erfrischt, so oft sie auf Abwege gerathen ist. In der Lyrik hat die Subjectivität den freiesten Spielraum und das einzige Gesetz, dem sie folgen muß, ist Natur und Wahrheit; dieses Gesetz hat Göthe stets geachtet und stets auch hat die romantische Schule in ihrer Kritik dies Gesetz vor allen geltend gemacht.

So kann Uhland, der Romantiker, mit Fug und Recht Göthe als den Königssohn darstellen, der die Poesie erlöst hat, wenn auch die romantische Schule als ihr eigentliches Parteihaupt Tieck verehrt.

Somit wären die Ansprüche Schillers auf die Führerstelle zurückgewiesen und es bliebe noch die zweite Frage zu beantworten.

Daß ich aber Schiller nicht zu einem der Jäger gemacht habe, wird wohl bei nähe-

1) S. 364.

2) Schäfer Literaturgeschichte S. 349 f.

rer Ueberlegung leicht Rechtfertigung finden. Man erinnere sich nur an den so lang geführten Streit, ob Schiller, ob Göthe größer sei, man denke nur an den Ausspruch Göthe's: „man solle doch lieber nicht streiten, wer von ihnen größer sei, Schiller oder Er, sondern sich freuen, daß zwei solche Kerle vorhanden seien“ und man wird mir zugeben, daß Schiller zu gewaltig gewesen, als daß Uhlant ihn hier die Rolle eines Jägers konnte übernehmen lassen.

Es ist nicht die Form des Gedichtes, die hier in Betrachtung zu kommen hat, sondern die Sache selbst. Die Sache ist die, daß Schiller in diesem Gedichte eine neue, bisher unbekannte Seite von sich zeigt. Er zeigt sich als einen Mann, der nicht nur die Dichtung, sondern auch die Wissenschaft liebt, und der die Wissenschaft nicht nur als eine Nebenbeschäftigung, sondern als eine ihm sehr theure Sache betrachtet. Er zeigt sich als einen Mann, der die Wissenschaft nicht nur als eine ihm sehr theure Sache betrachtet, sondern auch als eine ihm sehr nützliche Sache betrachtet. Er zeigt sich als einen Mann, der die Wissenschaft nicht nur als eine ihm sehr theure Sache betrachtet, sondern auch als eine ihm sehr nützliche Sache betrachtet, sondern auch als eine ihm sehr nützliche Sache betrachtet.

2) Schiller's Gedichte S. 149 f.